

# Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e. V.

# Rundbrief

*... Nikolaus und Krampus*





# Impressum

**Herausgeber und Verleger:**  
 Förderverein Bairische Sprache  
 und Dialekte e. V.  
 Ingelsberger Weg 13  
 85604 Zorneding  
 Telefon (081 34) 93 15-11  
 Telefax (081 34) 93 15-13

**Bankverbindung:**  
 Kreissparkasse München  
 BLZ 702 501 50  
 Konto-Nr. 230 779 688

**Internet:**  
 www.fbsd.de  
**eMail:**  
 fbsd@fbsd.de

**ISSN 1436-9184**

**Verantwortlich für die  
 Redaktion:**  
 Peter von Cube  
 (kommissarisch)

**Erscheinungsweise:**  
 vierteljährlich

**Bezugspreis:**  
 im Mitgliedsbeitrag enthalten.

**Anzeigenpreisliste:**  
 z. Zt. gilt Nr. 2 (s. Seite 24).

**Auflage:**  
 3.500

**Gesamtherstellung:**  
  
 Agnes-Bernauer-Straße 149 E  
 80687 München  
 Telefon (089) 56 66 44  
 Telefax (089) 5 46 91 34  
 email: prograph@t-online.de

**Autorenhinweis:**  
 Namentlich gekennzeichnete  
 Beiträge geben die Meinung  
 des Verfassers wieder und sind  
 nicht unbedingt als Stellung-  
 nahme des Vereins zu betrachten.  
 pvc = Peter von Cube  
 dr = Dietmar Reichl

**Gestaltung:**  
 Cornelia und Peter von Cube

## Redaktionsschluß

für den nächsten Rundbrief:  
 22. Februar 2008

# Inhalt

Vorwort .....	1
40 Tage Erwartung und Verehrung des Herrn .....	2
Kommt das Christkind am Heiligen Abend oder der Weihnachtsmann an Heiligabend? .....	9
Sebastian Daller lässt sich von Vize-Landrätin bedienen ..	13
Altbairischer Mundart-Abend beim Stangl-Wirt .....	14
Wider den Kaiser, die Kirche und Theoderich (Teil 2) ....	15
... erste Reaktionen! (Dahoam is dahoam) .....	18
Aufbruch zu einer neuartigen Auseinandersetzung mit der heimischen Mundart .....	19
Nix wia Biacha und zwoa CD .....	21
Bekenntnis zur bairischen Sprache .....	23
Unser Rätsel .....	23
Termine ... Termine ... Termine .....	24
Aufnahmeformular .....	U3

*Dank* all jenen,  
 die zum Gelingen dieses und der anderen Hefte  
 des vergangenen Jahres beigetragen haben;  
 die uns Textbeiträge und Bilder geschickt haben;  
 die mit konstruktiver Kritik und tatkräftiger Hilfe  
 (auch übers Wochenende!) selbstlos zur steten  
 Verbesserung des Rundbriefs beigetragen haben.  
 As Christkindl soi Enk an ganz an großn Hauffa  
 Gschenka unter Baam legn!

*Cornelia und Peter von Cube*

### Titelbild:

Frühers warn de zwoa, da Nikolo und da Krampus, auf de süaßn,  
 brauna Lebkuacha auffipappt – und mia Kinda warn ganz narrisch  
 drauf! Vor dene zwoa in dera Form hamma ganz gwieß koa Angst  
 ghabt.  
 Da Bauer Martin hat se de zwoa Buidl aufgehbt und uns fürs Titel-  
 buidl gliecha – Vergelts Gott!

## Liebe Mitglieder, liebe Freunde der bairischen Sprache,

schon wieder neigt sich ein Jahr seinem Ende entgegen. Jeder Jahreswechsel bietet Gelegenheit zur Rückschau und gleichzeitig zum Ausblick auf Zukünftiges. Ich möchte mich an dieser Stelle wieder ausdrücklich bei all jenen bedanken, die mit ihrem aktiven Eintreten für unsere bedrohte Sprache und ihrer tätigen Mithilfe einen unverzichtbaren Beitrag zum Erhalt unserer Kultur leisten.

Bedanken möchte ich mich auch für die vielen Zuschriften zu unserem Hauptthema im letzten Rundbrief, der Serie »Dahoam is dahoam« des Bayerischen Fernsehens. Wir haben da auch bei den Verantwortlichen im BR einen Nerv getroffen. Es tut sich was. An den vielfältigen Reaktionen sehen wir, dass wir als kompetente und seriöse Ansprechpartner in Sachen Sprache und Kultur durchaus Gehör finden. Wir werden über die weitere Entwicklung in einer unserer nächsten Ausgaben ausführlich berichten.

Auch in unserem andauernden Ringen mit dem Weihnachtsmann können wir durchaus den einen oder anderen Pluspunkt auf unserem Konto verbuchen. Pfliffige Ideen, wie der »Umrüstsatz« vom Weihnachtsmann zum Nikolaus, eindeutige Presseartikel und aktuelle Ergebnisse von Umfragen zeigen einen klaren Trend, weg vom Weihnachtsmann, hin zu Nikolaus und Christkindl. Nur die Hersteller und Werbestrategen haben das wohl noch nicht ganz begriffen.

Hier müssen wir als Verbraucher noch mehr Druck ausüben. Ich bin ganz sicher, es lohnt sich.

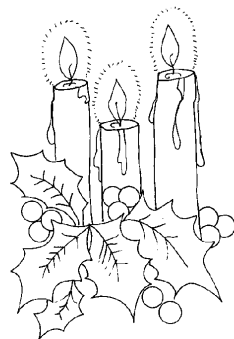
Immer wieder freuen wir uns über die große Zustimmung zur Ausgestaltung und zum Inhalt unserer Rundbriefe. Das ist uns Ansporn und Verpflichtung. Um das erreichte Qualitätsniveau dauerhaft sicherstellen und weiter entwickeln zu können, werden wir ab dem nächsten Heft in begrenztem Umfang Werbeanzeigen aufnehmen. Werben wollen wir allerdings nur für Firmen, Organisationen und Produkte, die mit unseren Zielen und Ansprüchen vereinbar sind. Interessenten wenden sich bitte an unseren Geschäftsführer Peter von Cube (s. Seite 24).



Jetzt bleibt mir nur noch, Ihnen und Ihren Angehörigen über Weihnachten ein paar ruhige und besinnliche Tage und ein gutes und erfolgreiches neues Jahr zu wünschen.

*Martin Bauer*

Martin Bauer, 1. Vorsitzender



*Wir wünschen allen  
von ganzem Herzen  
ein besinnliches Weihnachtsfest  
und ein gesundes und glückliches  
neues Jahr 2008*

der Vorstand, die Beiräte und alle  
Landschaftsverbands-Vorsitzenden des  
Fördervereins Bairische Sprache  
und Dialekte e. V.



# 40 Tage Erwartung und Verehrung des Herrn

## Wissenswertes zur Adventszeit von früher und jetzt

*Dietmar Reichl, der Autor dieses Beitrags, den er vor kurzem auf einer vorweihnachtlich geprägten Veranstaltung unter dem Motto »Boarisch gredt, gsunga und gspuit« des LV München des FBSD vorgetragen hat, ist erster Vorsitzender des Kulturhistorischen Vereins Feldmoching auf dem Gfild. Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Geschichte und Volkskultur des heutigen Münchner Stadtteils Feldmoching und seines Umlands, dem sog. Gfild, zu erforschen, darzustellen und weiterzuverbreiten. Ergebnisse dieser Sammeltätigkeit werden öffentlich zugänglich gemacht: In unserem Falle nun auch den Lesern des Rundbriefs, damit nicht nur die 150 Zuhörer in Feldmoching vom Brauchtum zwischen dem 26. November und dem 6. Januar, dem Hlg.-Dreikönigstag, erfahren.*

### Advent



»Der Summa is umma, eitz kimmt der Advent«, so fängt ein altes Volkslied an. Bayern wird in ganz Deutschland wegen seines überkommenen Brauchtums bewundert und gerade die Advents- und Weihnachtszeit ist voll von Bräuchen wie keine andere Zeit im Jahr. Aber was ist jetzt Advent für uns? Advent – lateinisch für: Ankunft des Herrn. Zu allererst war der Advent früher eine strenge Fastenzeit in der alle »Verlustierungen« wie Tanzen verboten waren. Der Kathreintag am 25. November sagt »Kathrein stellt an Tanz ein«. Bis nach der Christmettn am Heiligen Abend durfte kein Fleisch auf den Tisch kommen, erst dann war die eigens hergefütterte Mettensau dran. Am Heiligen Abend durfte bis zum Abendleuten gar nichts gegessen werden und dann auch nur eine leichte Suppen. Im Oberland heißt es auch »Kathrein stellt Tanz und Räder ein«, was heißt, dass der Bauer im kommenden Winter nicht

mehr mit der Chaise, sondern mit dem Schlitten gefahren ist. Heute ist Advent leider die hektischste Zeit im ganzen Jahr geworden, in der alles hetzt und noch Geschenke, die gar keiner braucht, kaufen muß.

Die Christkindlmärkte zeigen alles, nur keinen weihnachtlichen inneren Glanz mehr.

Da wird Glühwein getrunken, weil er halt dazugehört, bis der Trinker seinen Rausch hat. Hauptsache wir waren auf dem Christkindlmarkt.

Advent ist für uns ja die Zeit vom 1. Adventssonntag bis zum Hl. Abend. Der Weihnachtsfestkreis beginnt mit dem Andreastag am 30. November. Und die Kirche hat den ersten Advent auf den ersten Sonntag nach dem 26. November festgesetzt. Frühestens kann der 1. Advent damit am 27. November sein. Vom 26. November sind übrigens genau 40 Tage bis Hl. Dreikönig.

Für die Kinder ist die Adventszeit das Warten aufs Christkind. War ich brav genug und was wird mir das Christkind bringen? Die Neugier der Kinder brennt heute noch genauso wie früher. Mancher erinnert sich vielleicht noch gut an seinen Christkindlbrief mit den großen und kleinen Wünschen. Auch heute schreiben die Kleinen noch immer brav ihren Christkindlbrief. Bis vor 40 Jahren legten die

Kinder ihren Christkindlbrief aufs Fensterbrett, oft auch vors Fenster, damit ihn das Christkind oder eins seiner Engerln beim Vorbeifliegen mitnehmen kann. Jahrhunderte lang war nur der Hl. Nikolaus der Gabenbringer in Altbayern, bis ihm Aufklärung und Protestantismus ein Gegenstück vor die Nase setzten – das Christkindl. In Bayern war zwar dann zusätzlich auch das Christkindl da und es kam auf dem goldenen Heißl (Rössl), doch noch bis zum 2. Weltkrieg brachte die Geschenke auf dem Land und lang auch in der Stadt nur der Nikolaus. Erst mit der Aufklärung und wegen der evangelischen Frau von König Max I. konnte sich das Christkindl in Altbayern überhaupt durchsetzen.

Jetzt besorgt der Hausvater den Christbaum, in Bayern heißt der bittschön nicht Weihnachtsbaum. Der Christbaum ist nur langsam in Bayern eingeführt worden und ist eigentlich ein evangelischer Brauch. Doch heutzutage gehört er einfach in jede christliche Stube.

Der Bauer früher hat schon lang unterm Jahr nach einem geeigneten Baum Ausschau gehalten, natürlich nie im eigenen Wald. Dort »waar's ja für des Baamerl schad gwen«. Der Nachbar durfte ihn zwar nicht erwischen, aber der hat es selbst auch so

gemacht. Das »Christbaum-deixln« war einfach Brauch.

### Andreas



Der Andreastag leitet also den Weihnachtsfestkreis ein. Der Hl. Andreas ist der Patron der Metzger, Fischer und Bergarbeiter. Dargestellt wird er mit dem schrägen Andreaskreuz, an dem er in Patras den Tod fand. Daneben wird er als Heiratsvermittler geschätzt, weil er im Traum den Mädchen ihren Zukünftigen zeigt. Der Andreastag war früher ein bedeutender Lostag, an dem man sein Schicksal erfragen konnte. Da mochte die Kirche noch so von der Kanzel gegen den Aberglauben wettern, die heiratwilligen Dirndl'n übten das Pantoffelwerfen. Dazu schmissen sie einen Pantoffel rückwärts zur Tür hin, zeigte die Spitze nun zur Tür hinaus, konnte sich das Mädchen auf eine Heirat freuen, zeigte sie zur Stuben hin, dann mußte es wohl oder übel noch ein Jahr warten. Aber das Ganze konnte auch so ausgelegt werden, schaute die Schuhspitze zur Tür hinaus, verließ jemand das Haus und das bedeutete auch den Tod, mit der Spitze nach innen kam jemand herein, der Hochzeiter.

Es kommt als auf den Standpunkt an, den einer vertritt. Eine häufig angewendete Art, sein Schicksal zu erforschen war das Bettstatttreten. Dabei nahmen die Mädchen in ihrer Menscherkammer den Strohsack, auf dem sie schliefen, heraus und stiegen rückwärts unbeschrieben, d.h. es durfte kein Wort gesprochen werden, in die Bettstatt. Dazu sagten sie den Spruch auf

»Bettstatt i tritt di,  
Heiliger Andreas i bitt di,  
laß mir erschein  
den Herzallerliebsten mein«.

Dann zeigte sich ihr in der Nacht im Traum ihr Zukünftiger. Doch wie es überliefert ist, ist dabei mancher auch schon der Teufel erschienen. Deswegen war der Kirche das Bettstatttreten immer ein Dorn im Auge und die Pfarrer wetterten von der Kanzel herab mit den schlimmsten Prophezeiungen dagegen.

Es gab noch eine Möglichkeit, die Heiratsaussichten zu erforschen, das Scheitziehen. Das Mädchen zog aus dem Holzstapel mit geschlossenen Augen ein Scheit heraus. War das Scheit gerade, verhiieß das einen feschen Hochzeiter, ein rissiges krummes Scheit bedeutete das Gegenteil. Wenn das Madl dann das Holz in die Stube brachte, zählte es die Scheite. Trug sie mit dem Arm eine gerade Zahl Holzscheite, kam der Hochzeiter noch im folgenden Jahr, lag eine ungerade Zahl drauf, mußte das Madl noch warten. Manche schüttelten auch einen Zwetschgenbaum in der Andreasnacht. Wenn dann gerade ein Hund bellte, zeigte die Richtung des Hundegebells an, woher der Zukünftige kam.

Aber auch die Alten wollten etwas wissen, sie machten es nur gemächlicher und bei ihnen ging es nicht ums Heiraten. Sie schütteten einen Haufen Mehl spitzkegelig auf. War der Haufen bis zum Morgen zerfallen, zeigte das einen Todesfall im nächsten Jahr an. Und so half mancher leicht nach, indem er ein Mehl aus dem Mehlhaferl nahm, das den ganzen Tag offen in der Küche stand und deshalb das etwas feuchter als sonst war.

### Barbara

Die Barbara mit'm Turm,  
die Margarete mit'm Wurm,  
die Katharina mit'm Radl,  
des san de Heiligen drei Madl.



Die Hl. Barbara als eine der 14 Nothelfer ist Patronin der Maurer, der Bergleute und von allen, die mit Sprengstoff umgehen und damit auch der Böllerschützen. Bei uns ist es der Brauch, am Barbaratag, dem 4. Dezember, Zweige von Frühblühern wie Kirsche oder Weichselbaum in die Vase und



ins Zimmer zu stellen, heute werden gerne Forsythienzweige genommen. Wenn diese Zweige nun genau am Heiligen Abend aufblühten, verhiess das Glück im neuen Jahr. Der Brauch war so beliebt, dass Barbarazweige um 1908 sogar auf einem eigenen Markt angeboten wurden. Wichtig ist aber, dass die Barbarazweige in der Nacht zum Barbaratag und vor Sonnenaufgang geschnitten wurden, dabei durfte auf keinen Fall gesprochen werden. Noch etwas wurde am Barbaratag hergerichtet und zugeschnitten: das Holz für den Hexenschaml. Der Hexenschaml musste der aus neuerlei Holz sein und ohne Metall in der Thomasnacht zusammengebaut werden. Wer sich in der Christmette während der Wandlung draufkniete, konnte alle Hexen des Dorfes erkennen, weil sich diese dann nach einem Umdrehen mussten. Aber der drauf kniete, musste dann aber noch vor dem Ende der Kirche nach Hause, sonst hätten ihn die Hexen pfeilgrad zerrissen. Dieser Aberglaube war noch weit bis ins 20. Jahrhundert in ganz Altbayern verbreitet.

## Nikolaus

Nikolaus, wo treibste rum?  
Da Oktober is scho um,  
nirgends bist du no zum sehng,  
Gschäftsleit dean des gornet  
meng.  
Nikolaus, des geht fei net,  
im Dezemba kimmst du z' spät!  
Im Oktoba, liaba Mo,  
geht as Weihnachtsgschäft  
scho o.  
Glaabst denn du de  
Weihnachtszeit  
ghört nur für die Seligkeit?  
Wenn ma nix vadeana ko,  
kost dahoam bleim, guada Mo.

Soweit ist es nach dem Gedicht von Werner Haslinger also mit unserem Nikolaus schon gekommen. Wenn er überhaupt noch Nikolaus heißen darf, meist ist es ja jetzt schon der Fettwanst von Weihnachtsmann. Und als ich neulich in einem Geschäft einen richtigen Nikolaus kaufen wollte, hat er da schlicht »Bischof« geheißen – und da mußte ich froh sein, dass nicht nur Weihnachtsmänner dastanden.



Der Hl. Nikolaus lebte als Bischof von Myra in Kleinasien und soll am 6. Dezember 343 gestorben sein. Verehrt wird er als Schutzheiliger der Seefahrer, Kaufleute, Fischer, Brückenbauer und Schüler. Zum Gabenbringer wurde der Nikolaus, weil er einmal drei Töchter eines armen Mannes, der die Mitgift für sie nicht aufbringen konnte, vor dem Verkauf in ein Freudenhaus rettete, indem er ihnen nachts heimlich jeder einen Beutel mit Goldstücken ins Zimmer warf. Deshalb wird er mit drei Goldkugeln auf einem Buch dargestellt. Die Figur, die wir aber verehren ist aber wahrscheinlich eine Vermischung des Bischofs von

Myra und des Abt Nikolaus Archimandrit von Sion (Lykien, gestorben 564), deren Leben zu einer Person verschmolzen wurde.

Heute wie gestern erwarten die Kinder den Nikolaus mit gemischten Gefühlen. Schon Tage vorher sind sie besonders brav und helfen der Mutter daheim. Früher soll der Heilige auf einem von einem Schimmel gezogenen Schlitten vom Himmel herab gekommen sein, mancherorts ritt er auch selbst auf dem Schimmel. Am Abend verschwanden dann auf dem Hof einige Knechte und knallten vorm Haus mit der Peitsche, damit die Kinder glaubten, der Nikolo käme gerade vorbei. Wenn dann der Bischof mit seinem wallenden Bart und der Mitra auf dem Kopf, dem Bischofstab in der Hand in die Stube tritt, na ja, dann ist es mit dem Mut von manchem Sprücheklopfer vorbei und er schaut, dass er sich so weit wie möglich ins Eckerl verdrücken kann. Und mit einem Gedicht, Liedl oder Gebet lässt sich der Nikolaus vielleicht ja doch versöhnen. Damit der Nikolaus recht schön einlegt, haben die Kinder früher am Abend vorher für den Schimmel des Heiligen eine Schüssel oder auch einen Stiefel voll Habern vors Fenster gestellt. Denn manchmal füllte der Nikolaus – schon wegen der vielen Kinder, die er sonst noch besuchen mußte – den Teller nur heimlich. Ganz früher war es ein Schiffchen, das hinausgestellt wurde, doch daraus wurde dann mit der Zeit der Teller. Ein Kettengerassel und Rumpeln kündigt den Nikolaus an und bevor er eintritt, springt ihm auch schon der Krampus mit einem Heidenlärm voraus. Was der Krampus genau ist, ist schwer zu sagen, viele Brauch-

tumsforscher sehen in ihm den Teufel. Der Krampus tobt jedenfalls und führt sich richtig auf bis der Heilige ins Zimmer tritt und ihm Einhalt gebietet. Doch bei jeder vom Nikolaus aufgezählten Schandtät brummt der Krampus drohend und rasselt mit der Kette.

Den Nikolausbrauch gibt es schon lange, wie uns ein Kindergebet in einer Tegernseer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert überliefert:

»Heiliger Sanct Nicolas /  
in meiner Not mich nit verlas /  
kombt heint zu mir /  
und legt mir ein /  
in mein kleines Schiffelein /  
darbey ich Ewr gedenken  
kann /  
das jr seit ein frommer  
Mann«.

Hier ist auch wieder das Schifferl in seiner Urform zu sehen, in das in früheren Zeiten eingelegt wurde. Anfangs war es noch ein Holzschifferl, wie es die Schiffer an Isar, Inn und Salzach kannten, allmählich wurde es aus Papier gebastelt und schließlich, wohl aus Bequemlichkeit, vom Stiefel und dann vom Teller abgelöst. Wie hat eigentlich so ein Nikolaus früher ausgesehen? Seltsamerweise nicht so als schöner Bischof, wie wir ihn kennen. Nach Leoprechting war er um 1855 in einen weiten Pelzmantel gehüllt und mit klirrenden Ketten angetan. In der Hand eine Rute aus Birkenzweigen und auf dem Rücken einen mit Äpfel, Nüssen und Kletzen gefüllten Sack. Da wurden offensichtlich der Bischof und sein höllischer Begleiter, der Krampus miteinander vermengt. Der Krampus trug nach L.v. Hörmann um 1850 eine Maske mit Bocks-

hörnern, eine geschwärzte Larve, der eine rote Zunge aus dem Maul hing.



Bei uns heißt der Krampus eigentlich Klaubauf und der droht den bösen Buben, sie in einen Sack zu stecken und dann in den Dorfweiher zu werfen. Und wirklich hat er auch einen großen Sack dabei. Ganz übermutige Krampusse steckten früher manchmal tatsächlich einen der kleinen Übeltäter hinein, oder taten wenigstens so, als ob sie es machen wollten. Wenn dann im Sack ein kleines Ferkel pappelte, dem Läufe und Schnauze zusammengebunden waren, glaubte gar mancher, da wäre schon ein anderer drin und

ihm selber schlage justament sein letztes Stünderl. Der Name Klaubauf kommt lt. Schmeller daher, weil er die bösen Kinder aufklaubte und in den Sack zu stecken drohte. Der Krampus bestraft das Böse, ist aber selbst der Macht des Heiligen unterstellt. Diese Art der Ausgestaltung des Nikolaus und des Klaubaufs erinnert schon stark an die Percht der Rauhnachtszeit, die die Braven belohnt und die Bösen bestraft. Aber Vorsicht: die Perchten gibt es nur in den Rauhnächten. Niemals kommt die Percht in der Adventszeit, da erscheint der Krampus. Da mögen die Perchten in Kirchseeon noch so herumhüpfen, sie sind zeitlich fehl am Platz.

Wie so vieles, bekämpften die Gutmenschen der Aufklärerzeit um 1800 auch den Nikolaus und witterten hinter dem Brauch nur Maskerade, Lug und Trug. So verbot man 1779 einfach den Nikolaus. Kindern würden durch ihn »nicht nur eine schädliche, zeitlebens anklebende Furchtsamkeit beigebracht, sondern sehr viele werden auch in Krankheiten, als in die fallende Sucht, Gichter und dergleichen gestürzt ... Es wird daher bei strenger Strafe verboten, die Kinder mit Schreckensbildern, zu quälen«. Die Polizei habe über die Befolgung des Verbots zu wachen. Soweit ein Erlass vom 14. November 1804 von Graf Arco, dem Präsidenten der Churpfalzbayerischen Landesdirektion Schwaben. Beachtet wurde das Verbot aber anscheinend trotzdem nicht besonders. Doch immer wieder wurden die Verbote erneuert, bis es um 1830 dann geschafft war: Der Nikolaus kam nicht mehr. So schreibt F. Lentner 1846: »Wenn auch seit etwa 20 Jahren



das persönliche Erscheinen des heiligen Bischofs und seines Kinderschrecks unterbleibt«. Nur die Geschenke durfte er weiter einlegen und als Drohung taugte er noch immer: »Wannst net brav bist kimmt der Niklo«. Erst König Ludwig I. räumte mit den unsinnigen Verböten rigoros auf und erlaubte den Nikolaus wieder. Und heute kämpft er mit dem Weihnachtsmann.

### Ambrosius

Bei der Hofübergabe hat sich der Altbauer häufig ein paar Bienenstöck ausbedungen. Der 7. Dezember, der Ambrosiustag war für ihn deshalb ein ganz wichtiger Tag. Da ging er zum Impenstock, seinem Bienenstock, und klopfte mit einem Stecken leicht an den Stock: »Impen aufwacha, da Ambrositag is da«. Damit wurde den Impen mitgeteilt, dass sie nun langsam aufwachen und sich auf den Frühling vorbereiten sollten. Die Bienen wurden ermuntert, im neuen Jahr ja fleißig zu sammeln, damit recht viel Honig und Wachs geerntet werden konnte.



Der Hl. Ambrosius ist übrigens auch der Schutzpatron der Zeidler (Imker), Wachszieher und Lebzelter und wird mit einem Bienenkorb dargestellt. Das kommt daher, weil sich der Legende nach auf seinem Kinderbett ein Bienenschwarm niedergelassen hatte und in seinem offenen Mund ein- und ausgeflogen ist und ihn keine einzige Biene davon gestochen hatte. Am Ambrosiustag opfer-ten die Zeidler einst Wachs-votive in der Kirche.

### Mariä Empfängnis



Das Fest Mariä unbefleckte Empfängnis am 8. Dezember ist einer der wichtigsten Marien-tage. Auch wenn er erst 1854 offiziell als kirchlicher Feiertag eingeführt wurde, war er im Volk schon viel länger verehrt. Obwohl in Bayern eigentlich schon 1912 abgeschafft, ist er erst seit der Feiertagsreform von 1971 kein Feiertag mehr. Bis dahin war das noch ein richtiger Feiertag, an dem alle frei hatten und der Kirchbesuch selbstverständlich war. Mariä Empfängnis ist übrigens ent-gegen weit verbreiteter

Meinung nicht der Tag, an dem der Engel Maria erschienen ist, das ist nämlich 9 Monate vor Weihnachten, am 25. März, Mariä Verkündigung. An Mariä Empfängnis wird der Empfängnis Mariens durch ihre Mutter Anna gedacht, folgerichtig ist dann 9 Monate später am 8. September Mariä Geburt. An Mariä Empfängnis ist für gewöhnlich das erste Engelamt in der Kirche gehalten worden. Seit dem 14. Jahrhundert wird die Advents-liturgie violett gefeiert, bis dahin war die Farbe schwarz.

### Die Engelämter

»Rorate coeli desuper et nubes pluant iustum«, »tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab«, nach dieser Ein-leitung eines Psalms werden die im Volk äußerst beliebten Engelämter auch Rorate genannt. Wer es einmal mit-erlebt hat, um 6 Uhr früh nur mit Kerzenlicht und ohne elek-trisches Licht in der Kirche zu sein, der vergisst die kalte Fin-ternis auf dem Weg zur Kirche und die Uhrzeit gern. Es war ein wichtiges Anliegen für die Familien, ihr eigenes Engelamt lesen zu lassen und gar mancher hat sein Engelamt schon Monate vorher bestellt. Auch die Zünfte, die früheren Handwerker-vereinigungen, feierten ihr eigenes Engelamt, so am 8. Dezember in München die Holzhacker in St. Peter. In der Kirche brannten also bloß Kerzen und das ist auch heute noch so. Einst wurden hier die Wachsstöckl angezündet. Nur der Mesner war gar nicht begeistert, wenn ihm wieder ein Brandfleck auf den Kirchenstuhl gezaubert wurde. Ludwig von Hörmann erzählt im 19. Jahr-



hundert, dass dabei nur die Mädchen und Frauen Wachsstöckl hatten, während die Mannerleut und Buben Kerzen brannten. Die Andacht hieß deshalb Engelamt, weil im Mittelpunkt das Evangelium von der Verkündigung der Botschaft durch den Engel steht. Einst hieß nur der 4. Advent Rorate, bald aber begannen die Rorateämter schon am 8. Dezember. Solange es noch keinen Priestermangel gab, auch jeden Tag. Manche Kirchen fingen sogar noch früher im Advent an, wenn die vielen Wünsche nach solchen Messen anders nicht mehr befriedigt werden konnten. Bis zum 2. Vatikanischen Konzil fanden die Engelämter vor dem ausgesetzten Allerheiligsten statt. Sie hatten im Volksglauben eine unglaubliche Segenskraft für Lebende und Tote und mit ihnen sollte sich die Fruchtbarkeit auf den Feldern im nächsten Jahr erhöhen. Der Roratesegen war besonders kräftig. Wer sich den Segen zu sichern wollte, musste entweder 3 Engelämter lesen lassen oder besuchen. Leoprechting schreibt für die Zeit um 1855, dass jede Pfarrei damals zwei Engelämter hielt, von denen eins für die Verheirateten und eins für die Jünglinge und Jungfrauen bestellt war, ausdrücklich für die Jünglinge und Jungfrauen und nicht bloß für die Ledigen. Es bestand ein großer Bedarf an Kerzen. Der Kerzenverkauf für die Rorateämter war einst eine Einnahmemöglichkeit für arme Frauen. Doch denen wurde es nicht vergönnt. Lorenz Westenrieder schreibt am 9.12.1811 in sein Tagebuch für München, dass »die hiesigen Kerzlerinnen (arme Weibslaut, die das Recht hatten, kleine Kerzen zu verkaufen, welche Wachskerzlein, vor einem Altar auf einen eiser-

nen platen Leuchter gesteckt und verbrannt werden) vor die Polizey gerufen und der Verkauf dieser Kerzlein verboten« worden sei. Doch die Not muss groß gewesen sein, jedenfalls wurde es am 20. Dezember wieder erlaubt. Was der Grund des Verbots war, ist mir leider nicht bekannt, der Aufklärer Johann Pezzl beschreibt die Kerzlerinnen jedenfalls schon 1784 als »eine Art müßiger, unverschämter, versoffener Weiber«. Wobei Pezzl eigentlich noch nichts ausgelassen hat um in seiner ihm eigenen Art von oben herab gegen Alles und Jeden zu polemisieren.

### Die Herbergssuche oder das Frauentragen



Das Frauentragen ist ein stiller, unaufdringlicher Brauch ohne großen Spektakel. Der schöne Brauch ist jetzt zwar mehr im Oberland und in Österreich bekannt, früher war er aber auch bei uns daheim und er wurde im 20. Jahrhundert gottseidank in München wieder eingeführt. Jeden Abend wird in der Adventszeit eine Muttergottesfigur oder ein Bild der Heiligen Familie von einer Familie zu einer anderen getragen. »Und sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen, wickelte ihn in

Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil für sie kein Platz in der Herberge war«. Diese Stelle aus dem Lukasevangelium (Lukas 2.7.) ist der einzige Hinweis im ganzen neuen Testament auf die Herbergssuche von Maria und Joseph und daraus entstanden die vielen Erzählungen von den hartherzigen Wirten. Im Barock wurden die biblischen Szenen für das des Lesens unkundige Volk szenisch vorgespielt, so entstanden die Krippenspiele und auch hier stellt der Brauch ganz in barocker Denkweise die Suche der schwangeren Maria nach einer Unterkunft nach.

»De Himmimuaatta tat um a Nachtlager bitten«, begehren die Überbringer Aufnahme. Dann beten Bringer und Herbergsfamilie eine kleine Andacht mit dem Engel des Herrn vor der meist in den Herrgottwinkel gestellten Figur. Die geweihte Kerze brennt, bevor es zum gemütlichen Teil übergeht. So ist es in unserer so anonymen Zeit eine herrliche Möglichkeit zu einem gemütlichen Hoagart und auch um Nachbarn kennen zu lernen. Am folgenden Abend wird die Figur dann wieder zur nächsten Familie weiter getragen, bis am Heiligen Abend dann bei der Christmette die Rückkehr in die Kirche erfolgt. So schön es ist, mit den Nachbarn zusammen zu sitzen, doch gerade der Hoagart war der Kirche ein Dorn im Auge, denn bei so einem Hoagart hätten ja auch unsittliche Gedanken ausgetauscht werden können und überhaupt sei so ein nächtliches Zusammentreffen von jungen Leuten moralisch verwerflich. Mit der Aufklärung vor 200 Jahren kam dann endlich das ersehnte Verbot. Nur im Oberland und in den Bergen hat der



Brauch überlebt und lebt in den letzten Jahren zum Glück auch bei uns wieder neu auf.

## Sternsingen



Das Sternsingen kennen wir heute als Brauch von Neujahr bis Hl. Dreikönig. Früher war es jedoch ein Adventsbrauch, ähnlich wie das Klöpfelgehen. Arme Leute gingen früher schon in der Adventszeit von Haus zu Haus, um mit ein paar schönen Liedern kleine Gaben zu erheischen. Nach dem Absingen der Lieder wurden die Hausbewohner, die die Geschenke verabreichten, mit Weihwasser bespritzt. Der Brauch geht vielleicht bis ins Mittelalter zurück, erstmals gibt es für München Belege für die Zeit um 1500. Doch der Brauch war auch in der Kirche nicht immer gern gesehen, das Ganze lief damals sicher anders ab und wahrscheinlich ging es auch nicht immer so artig zu wie heute. Denn es wurde dabei offensichtlich auch gebettelt und so wurden die Herbergsucher als »Petler, schmarotzer und Geiler« beschimpft. Beim Singen müssen einige recht grob vorgegangen sein und ihre Geschenke ziemlich derb eingefordert haben. Wegen der vielen Beschwerden und Probleme wurde der Brauch dann 1622 verboten, doch arme Bürger baten immer wieder um die Erlaubnis für Geld singen zu dürfen. Oft war es auch die einzige Möglichkeit zum Überleben. Sozialamt gab es nicht

und wer krank oder durch einen Unfall verkrüppelt war, hatte es schwer. Das Singen wurde ihnen vom Magistrat auch wieder erlaubt, soweit sie die Bürger nicht zu sehr belästigten. Dann kam 1631 ein neues Verbot, das natürlich ebenso nicht beachtet wurde. Ende des 18. Jahrhundert kam dann die Aufklärung und die schaffte rigoros alles ab. Sogar die Weihnachtsskrippen durften ab 1789 nur noch die Geburt selbst zeigen, 1791 stand das Christkindlanschießen, das es auch bei uns gab, auf dem Index und um 1800 sogar das Sternsingen. 1803 wurde das Verbot der Krippenspiele erneuert, weil sie zu »niedriger Betteley« missbraucht würden. Dann war das Sternsingen tot und erst nach dem 2. Weltkrieg entdeckte man es wieder für gemeinnützige Zwecke. 1950 wurde der Brauch des Sternsingens zu Hl. Dreikönig wieder belebt, jetzt aber zugunsten sozialer Projekte. Das Geld geht

an die Mission, den Sängern, meist Ministranten, bleiben die Süßigkeiten.

## Schlusswort

Enk alle wünsch i a guade staade Zeit, so wias sei soi. Setzts Eich aa r a diam a wengl hi und sinnierts, was Weihnachten is. De Geburt vo unserm Herrn. Mit am oiden Sternsingerlied sag i pfiagod. Mir wünschen Eich a glückseliges  
Neus Jahr,  
s Christkindl im kraustn Haar.  
A langs Leben, a guats Leben  
und an Himmel danebn.

Mir wünschen Eich a guads  
Neus Jahr,  
a bessers als des alte war.  
Am Hausherrn an goldenen  
Tisch,  
auf jedem Eck an goldenen  
Fisch,  
da Hausfrau an goldenen Wagn,  
damit ko sie an Himmel  
nei fahrn. *dr*



## d' Stern' putzen

Mei, da werdt's stutzen, Leit:  
Weil mia woll'n putzen heit  
de Stern am Himmi drobn!  
Da werdt's uns lobn!

De san ja wirklich sooo  
trüab und verschlissen scho'!  
G'hörn amoi restauriert  
und aufpoliert!

Ois Putzzeug brauch' ma bloß  
a Herz, a recht a groß',  
und frischen Muat dazua.  
Ja, des is g'nua!

Wia s' heit nacht blitzen wer'n  
und funkeln, uns're Stern!  
Liabe Leit, da werdt's schaugn,  
des werd euch taugn!

Jetz' kanntat's aber g'schehng,  
daß uns ganz aus Versehng  
a Schnuppen obafoid  
vo' drobn aufd' Woid!?

Fangts as hoid auf, und glei'  
wünscht's euch was! –  
oans, zwoa, drei,  
soi's in Erfüllung geh'!

Mei, des waar schee!!!

*Gudrun Pfister*

Zum Autor: Volker D. Laturell war von 1979–1999 Volkskulturfleger im Kulturreferat der Landeshauptstadt München und ist Verfasser von einem Dutzend Bücher zur Volkskultur in München und zur Geschichte Münchner Stadtteile sowie zahlreicher Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften. Manche Leser werden nach der Lektüre sagen: »Ja, des hab i doch scho irgendwo glesn«. Recht habts! Im Rundbrief Nr. 36 (Dezember 1999), S. 1–6 is der Artikel scho amoi veröffentlicht wordn. Seit dera Zeit hamma aber über 1.000 neue Mitglieder dazuakriagt, dene woilln ma den Beitrag ned vorenthalten, denn: An Aktualität hat der Inhalt keineswegs verloren, ganz im Gegenteil. Es ist heute wichtiger denn je, die Ratschläge von Volker Laturell zu beherzigen und die aufkeimende und (Gott sei Dank!) stetig wachsende Tendenz zur Wiederbelebung unseres Dialekts zu fördern, wo immer es uns möglich ist – sei es in der Familie, bei Freunden oder im Geschäftsleben. Natürlich braucht es dazu Selbstbewußtsein – aber das sollten wir Bayern schon haben: denn wir können stolz sein auf unser Hoamatsprach, unser Boarisch!

## Kommt das Christkind am Heiligen Abend oder der Weihnachtsmann an Heiligabend?

### Gedanken über unsere Sprache

von Volker D. Laturell

Jetzt kommen also wieder jene langen Winterabende, die Feiertage und der Jahreswechsel, an denen man »so viel« Zeit hat, um über einiges nachzudenken, vor allem neue gute Vorsätze fassen kann. Wie wär's denn heuer, wenn wir auch einmal über unsere Sprache nachdenken würden, das, was wir selber täglich so unkontrolliert daherreden? Nein, ich meine nicht den Inhalt, sondern das Wie!

Gerhard Holz hat vor Jahren einen Aufruf »Rettet die bairische Sprache!« veröffentlicht und zu einer Unterschriftenaktion aufgerufen. Es handelte sich um eine große Aktion im Namen des »Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte e.V.«, der 1989 gründet wurde. Mit der Unterschriftenaktion sollten die Bayerische Staatsregierung, der Bayerische Landtag und die Bezirkstage aufgefordert werden, »ein umfassendes Konzept zu erarbeiten, das die nachhaltige Förderung und Bewahrung unserer Sprache auf eine gesetzliche Grundlage stellt«. Die Staatsregierung

wurde außerdem gebeten, ihren Einfluß in den öffentlich-rechtlichen und privaten Medien massiv geltend zu machen, damit unsere bedrohte heimatliche Sprache mit der Vielfalt ihrer Dialekte auch dort wieder angemessen zu Wort kommt. Es ist nämlich ein besonderes Phänomen, dass gerade viele nicht in Bayern geborene oder hier aufgewachsene, also der bairischen Mundart nicht mächtige Mitbürgerinnen und Mitbürger zu den Adventsingern mit Volksmusik und einem Mundartsprecher strömen und der regionalen Besonderheiten in der Musik, der Sprache und dem Brauchtum mit großer Aufmerksamkeit und Begeisterung lauschen, vielleicht sogar selber ein bairisches Gwand (wenn nicht sogar richtige Tracht) tragen. 1966 beherrschte noch 71 % der Bevölkerung Bayerns die heimatliche Mundart, ja 1975 bekannten sich sogar 80 % der erwachsenen Bayern zur Mundart in der eigenen Ausdrucksweise. Aber 1999 waren es nur mehr 35 % Bayern, die vorgaben, noch Mundart zu

sprechen. Eines der gefährdeten Kulturgüter im neuen Jahrhundert ist also unsere Mundart!

### Das Oberdeutsch

Doch es geht mir hier und heute nicht allein um die Mundart, sondern vielmehr auch um die oberdeutsche Hochsprache. Denn wir sind alle täglich mehr oder minder häufig gezwungen, uns schriftlich zu äußern. Es gibt aber ebenso wenig ein einheitliches Deutsch wie es ein solches Englisch, Französisch oder Italienisch gibt. Geschichtlich gesehen ist die Mundart wesentlich älter als die Hochsprache. So soll es schon längst neun verschiedene Bibelübersetzungen in deutschen Regionalsprachen gegeben haben, ehe sich Martin Luther 1521 auf der Wartburg daran machte, eine erste hochdeutsche Übersetzung des Neuen Testaments zu erarbeiten. Zu unterschiedlich sind auch aufgrund der regionalen Entwicklungen und der kulturell unterschiedlichen Anrainerstaaten die jeweiligen



Einflüsse auf die Hochsprache. In der meist protestantischen Niederdeutschen Tiefebene nördlich der Mittelgebirge war der Einfluß aus den skandinavischen, niederländischen und britischen Länder mitprägend. Das weichere Mitteldeutsche erstreckt sich von Rheinland-Pfalz über Hessen, Franken und Thüringen nach Sachsen. Südlich davon sprechen wir vom weitgehend katholisch geprägten oberdeutschen Bereich, der von jeher enge Beziehungen nach Italien pflegte. Von dort kamen u.a.

- ◆ viele Lehnwörter, was schon in der Römerzeit begann (z.B. die oft zitierten *Semmeln* anstelle von *Brötchen* oder *Schrippen*) und sich im Mittelalter, der Renaissance und im Barock fortsetzte (z.B. *fatschen*, *kommod*, *Fieranten*, *Maroni*, *Sakko*);
- ◆ die Betonung den ersten Silben (z.B. nötigwendig, Gästeig, Lënggries) und
- ◆ die doppelte Verneinung (z.B. »Da war nie nicht«, »Ich habe kein Geld nicht«), die es auch in anderen Hochsprachen gibt, z.B. außer eben in Italien im Altgriechischen und im Russischen; sie wurde allgemein bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland (ehe man eine einheitliche Schriftsprache durchsetzte) verwendet, auch z.B. von so bedeutenden Dichtern wie Goethe (z.B. »Unsere Weiber haben nie kein Geld ...«) und Schiller (z.B. »Alles ist Partei und nirgends kein Richter.«).

Zu dieser Liste der oberdeutschen Besonderheiten in der Hochsprache gehören auch

- ◆ die konsequente Vermeidung des sächsischen Genitivs (z.B. *Ottos Auto* anstelle *Das Auto vom Otto* oder *Dem Otto sein Auto*);

- ◆ anstelle des gestelzt klingenden Imperfekts oder Präteritum (z.B. »*Er ging*« oder »*Sie sprach*«) die Flucht zu Hilfszeitwörtern im Perfekt (z.B. »*Er ist gegangen*« oder »*Sie hat geredet*«(!));
- ◆ die Durchführung der e-Apokope (z.B. rein, gern, allein, fein) oder zumindest die Vermeidung einer e-Endung (z.B. *Frieden* statt *Friede*, *Tür* statt *Türe*, im Lauf / Sinn / Jahr, *Tragtaschen* statt *Tragetasche*, *Wiegmesser* statt *Wiegemesser*);
- ◆ ein Artikel vor Eigennamen (z.B. der Franz, die Liesl);
- ◆ der männliche Artikel (z.B. *der Karren* statt *die Karre*, *der Spitz* statt *die Spitze*, *der Butter* statt *die Butter*, *der Akt* statt *die Akte*, *der Schurz* statt *die Schürze*) oder der sächsliche Artikel anstelle des weiblichen Artikels (z.B. *das Taxi* statt *die Taxe*, *das Eck* statt *die Ecke*);
- ◆ die Endung –[er]l statt –chen (z.B. *biss[er]l* statt *bisschen*, *Häus[er]l* statt *Häuschen*, *Kind[er]l* statt *Kindchen*) und
- ◆ die Verwendung eigener Bezeichnungen (z.B. *Heiliger Abend* statt *Heiligabend*, *Christkind* statt *Weihnachtsmann*, *Christbaum* statt *Weihnachtsbaum*, *Bub* statt *Junge*, *Samstag* statt *Sonnabend*, *Rahm* statt *Sahne*, *Schusser* statt *Murmel*, *Topfen* statt *Quark* [König Ludwig I. schrieb immer an den Rand von Schriftstücken, die er für Unsinn hielt, mit seiner charakteristischen grünen Tinte »*Quark!*«]), eigener Tätigkeitswörter (z.B. *reden* statt *sprechen*, *schauen* statt *gucken*, *zündeln* statt *kokeln*) oder sonstiger Wörter (mein liebstes Beispiel: »*Ich gehe hinauf*« statt »*Ich gehe hoch*« – was ganz etwas anderes ist!)

## Die Speisekarte

Zu den Weihnachtsfeiertagen gehört wie zu jedem besonderen Fest auch, dass entweder daheim groß aufgekocht oder zum Essen ausgegangen wird. Aber das größte Problem, das der Niedergang der bayerischen Wirtshaus- und Küchenkultur ab dem II. Weltkrieg nach sich zog, war die Verschandelung der *Speisenkarten* (Speisen bitte, denn mehr wie eine Speise sollte schon draufstehen und verspeisen wollen wir die Karte ja auch nicht!). 1962 veröffentlichte der seinerzeitige oberbayerische Bezirksheimatpfleger Dr. Siegfried Hoffmann in Nr. 3 seiner Reihe »Volkstümliche Veröffentlichungen« bereits in 3. Auflage eine »Denkschrift über die sprachliche Säuberung der oberbayerischen Speisekarte« von keinem geringeren als Prof. Max Dingler (1883–1961), einem profunden Kenner und Sammler bayerischen Schrifttums, der selbst zu den Klassikern der bayerischen Mundartdichtung gehört. Auf Dingler bezogen sich später die meisten, die sich mit dem Problem unserer Speisekarten befaßten, wie z.B. 1973 auch Wolfgang Johannes Bekh (Richtiges Bayerisch. Ein Handbuch der bayerischen Hochsprache. Eine Streitschrift gegen Sprachverderber). Aber es ging dabei nicht nur um den *Leberkäs* statt dem *Leberkäse*, der *Sulz* statt der *Sülze*, dem *Kren* statt dem *Meerrettich* und dem *Karfiol* statt dem *Blumenkohl*, dem *Schweinsbraten* statt dem *Schweinebraten*, den *Rindsvögerln* statt der *Rinderroulade*, dem *Reiberdatschi* statt dem *Kartoffelpuffer*, den *Roten Rüben* statt den *Roten Bete* und welcher sonstigen Preußizismen auch immer, die durch »*des*

*Bairischen nicht mächtiges Personal*« [!] eingedrungen sind. Es ging auch um die falsche Mehrzahlbildung Schweine- oder Rinder-Braten, die einen aufrechten Bayern stöhnen läßt: »*Wie kon denn des oane labrige Stückl Fleisch von mehrere Viecher sei?*« Oder das Jäger- oder das Zigeuner-Schnitzel – ja sind wir jetzt Kannibalen geworden? Früher hieß das korrekt Schnitzel nach Jäger bzw. Zigeuner Art.

Eine sprachliche Absonderheit dabei ist das beliebte *Fleischpflanzl*, das mit einer Pflanze gar nichts zu tun hat, dafür aber um so mehr mit einer Pfanne, folglich ganz früher einmal richtig *Pflanzl* hieß (vgl. Johann Andreas Schmeller: Bayerisches Wörterbuch. München 1872–77, Bd. I, Sp. 428). Häufig ist sich manche Wirtin oder mancher Wirt nicht einmal bewußt, dass es sich bei einer (Braten-)Sulz um etwas ganz anderes handelt, als bei einer Sülze, was also zum falschen Angebot auf der Speisekarte führt. Außerdem wucherten immer mehr *Toast Hawaii*, *Spaghetti Bolognese*, *Nasi Goreng*, *Chili con carne* und was sonst noch alles Exotisches ausgerechnet über die Speisekarten von Münchner Traditionsgaststätten. Und das oft in waghalsigen Schreibweisen, deren Entzifferung die Touristen aus den Herkunftsländern dieser Gerichte nur ein müdes Lächeln abgerungen, keinesfalls aber zur Bestellung dieser Speisen veranlaßt hätte. Da hatte doch tatsächlich einmal ein heute nicht mehr existierendes Lokal in der Fasanerie eine Woche lang »chili con cane« [mit Hund!] angeschrieben!

Einige Lokale nahmen den Ruf nach mehr bayerischen Wirtshäusern auf ihre Weise ernst, nagelten alte Lederhosen und

bäuerliche Arbeits- und Küchengeräte an die Wand, stellten reichlich »Volkskunst«-Nippes auf die überreichlichen Wandsimse, wickelten nicht unbedingt immer heimische getrocknete Viktualien als unhygienische Staubfänger um Lampen und um falsche Butzenscheibenfester bis die Gasträume mit diesem Firlefanz wie ein total verkitschtes Bauernhofmuseum aussahen. Wo es etwas gehobener hergehen sollte und am Ende gar noch zuviel Geld da war, wucherte üppiges Schickeria-Barock in edlen Hölzern über Decken und Wände. Dazu kam in ähnlich geschmackvoller Weise eine sprachlich total verhunzte, weil lediglich in primitiven Dialekt übertragene Speisekarte, nicht bedenkend, dass Sprache und Schrift immer schon zwei verschiedene Dinge waren. Richtig wäre es, sich wirklich der regionalen Küchentradition und der aus der näheren Umgebung kommenden Erzeugnisse und Besonderheiten zu erinnern, um sie dann auf einer in deutlich oberdeutscher Sprache ohne mundartliche Auswüchsen formulierten Speisekarte anzubieten.

### Keine Richtlinien für Mundart-schreibung

Denn eben jener Prof. Max Dingler schrieb einmal: »*Franz von Kobell, der Altmeister unserer altbairischen Mundartdichtung über die namenlose Volkspoesie hinaus, mag nicht allzuviel niedergeschriebene Vorbilder gefunden haben. So ist denn auch bei ihm wie bei Stieler und später bei Thoma und Queri die Schreibweise mehr oder minder willkürlich geblieben.*« Dingler legte aber selber ein Art »Bairischschreib-

regelbuch« vor (Geschriebene Mundart. Erfurt 1942), das heute noch bei konservativen Mundartfreunden als das weiseste gilt, was je zum Thema Dialektorthographie geschrieben wurde (Ludwig Merkle: Keine Richtlinien für die Mundart-schreibung. In: Literatur in Bayern, Nr. 1/Sept. 1985, 42 ff.). Dies sei allen wirklichen und vermeintlichen Mundartdichtern genauso wie den Abfassern »bayerischer« Speisekarten zur Lektüre dringlich ans Herz gelegt. Für meinen Geschmack kommen auch im »Rundbrief« des FBSD, der ja ansonsten von besonders schweren Auswüchsen (aber auch von kleinen Erfolgen) berichtet, immer wieder »Mundartdichter« zu Wort, ohne das Problem der geschriebenen Mundart zu beachten. Mit Sicherheit liegen auch heuer unter dem Christbaum wieder viele Bücher von »Mundartdichtern«.

### Die Unterschiede in der Mundart

Denn das ganz große Problem sind die keineswegs kleinen regionalen Unterschiede, die unbedingt zu beachten sind! So wird in einem »Rundbrief« einmal zu einem »Hoagaschd« in Putzbrunn aufgerufen, ohne dass das auf Kritik gestoßen ist: »Hoagascht« sagt man nämlich nur im Leitzachtal, wo ein »rt« wie »scht« gesprochen wird (z.B. Maschte = Martin, Bascht = Bart, Heaschta = Hirt). Beiderseits der Isar (also auch in Putzbrunn) heißt es jedoch »Hoagartn«, zwischen Inn und Salzach »Hoangartn« und »Raingartn« an der Unteren Donau und im Bayerischen Wald – falls aus örtlicher Gewohnheit nicht ganz andere Bezeichnungen entstanden sind.



Denn sogar im heutigen München gab es einst beträchtliche mundartliche Unterschiede, wobei die alte Stadt selbst (wie heute die ganze Stadt) aufgrund der großen Zuwanderung eine sprachliche Besonderheit bildet. Im Münchner Osten aber war ein großer Einfluß von Südoften her erkennbar. So kannte man dort eine Lautverschiebung (z.B. inserne statt unsere), sagte Dirndl und Milli, während man hier bei uns im Dachauerer [!] Land von Madln und Muich sprach. Wenig hilfreich sind in diesem Zusammenhang entsprechende Umfragen, denn die angesprochenen Gewährleute (z.B. Lehrer oder Pfarrer) stammten ja in der Regel nicht aus dem jeweiligen Dorf. So gaben beispielweise der Feldmochinger Lehrer Michael Zeitler (geboren in Wildenau / Bezirksamt Tirschenreuth in der Oberpfalz) Ende des 19. Jahrhunderts die Mundartbezeichnung hier für Dienstag mit »Mirta« an (wobei er immerhin Feldmochinger Schüler zur Mitarbeit an der Fragenbeantwortung hinzuzog), sein Milbertshofner Kollege Donatus Fischer (aus Rudeltshausen / Bezirksamt Rottenburg in Niederbayern)

mit »Irda« und Georg Benl (aus Haselbach / Bezirksamt Burglengenfeld in der Oberpfalz), der vorher in Barbing / Bezirksamt Regensburg Dienst tat, notierte in Moosach nur einfach »Diensta«. Beim Montag (Monta / Moda / Monda) und beim Mittwoch (Migga / Mika / Mikta) sieht es nicht besser aus. Dabei können die Unterschiede damals bei so nah beieinander liegenden Nachbargemeinden unmöglich so bedeutend gewesen sein! Wenn nun schon vor einem Jahrhundert keine Einigkeit über die Mundart in unserem Gebiet herrschte, wie sollen wir wissen, welcher Dialektwörter heute in unserem Bereich die Richtigen ist?

### Trotzdem: Mehr Sprachbewußtsein

Das sollte uns nicht davon abhalten, etwas bewußter mit unserer Sprache umzugehen. Sie ist zum Beispiel ohne Not von viel zu vielen englischen Ausdrücken überwuchert, obwohl es hierfür in den meisten Fällen durchaus auch deutsche Wörter gibt. Das gleiche gilt bei der Rückbesinnung auf unsere oberdeutschen Schreib-

weisen unter Vermeidung von »Preußizismen«. Wir müssen alle wirklich bemüht sein, unsere angestammte Sprachkultur in das nächste Jahrhundert hinüber zu retten. Mundart, welche auch immer, darf als charakteristischer Ausdruck jeder Persönlichkeit in unseren Schulen nicht verpönt sein. Das sollte sich eigentlich das Bayer. Staatsministerium für Unterricht und Kultus (wieso haben wir eigentlich nur ein Religions- und kein Kulturministerium?!) selber auf die Fahnen schreiben, gleich wiederum welcher Herkunft eine Lehrerin oder ein Lehrer ist. Unsere Kinder und Jugendlichen sprechen nämlich nicht Schriftdeutsch, sondern längst durch Weglassen, Sprachschlamperein, fremde Einflüsse (vor allem Anglizismen) und Modernismen eine neue Form von »Dialekt«, ohne dass dieser Sprachverstümmelung wirkungsvoll entgegengetreten werden kann. Sprache wandelt sich immer. Aber ob zur Zeit die Richtung stimmt? Beobachten Sie die Sprache bei sich, bei Ihrer Familie, Ihren Freunden und Bekannten, Ihren Kollegen usw. und denken Sie einmal darüber nach!

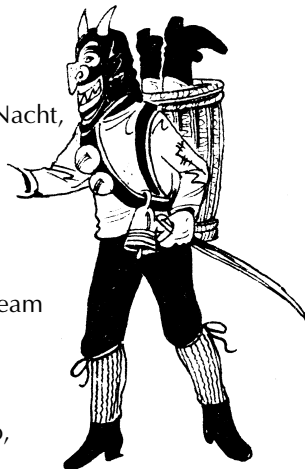
Richard Wagner

## Da Klaubauf

Schwarz is er – wia dö dunkle Nacht,  
Und Kett'n ziagt er mit,  
An groß'n Sack und Ruat'n a,  
Ma' kennt'n scho' am Tritt.

Z'meist geht er mit'n Nikolo,  
Da Klaubauf kennt fei' nix,  
Dö bö's'n Buam – dö kriang vo eam  
Gar oftmals – damisch Wichs.

I kann enk do a Beispiel sog'n,  
Da »Lenzei« ganz vo'weg'n,  
Hätt' bet'n soll'n – beim Nikolo,  
Er hot oafach nöt mög'n.



»I, bet'n«, moant er – »dös war guat,  
Wos foit dir denn nöt ei?«  
Wups packt'n scho' da Klaubauf zam  
Und steckt'n in Sack nei'.

Da Lenzei schreit – bedeut nix mehr,  
Er kimmt eam nimma raus.  
O Lenzei, schau – du dumma Bua,  
In tiafsten Woid muaßt naus.

Do is eam nacha zwoaloo wor'n,  
Er bett'lt und er bitt',  
»I bet' scho'« – Klaubauf – »ja i bet',  
Geh nimm mi grod nöt mit«.

So geht's dö letz'n Buama oi,  
Da Klaubauf is nöt fei',  
Denn bis enk umschaus – hot er euch –  
Und scho' müaßt's in Sack nei'.

## Sebastian Daller lässt sich von Vize-Landrätin bedienen Ein echter Gstanzlsänger eben.

Ein Hoagarten war's ganz bestimmt nicht, was sich am Samstagabend im Gasthaus »Zum Altschütz:« abspielte. Nein, der Förderverein Bairische Sprache und Dialekte, Landschaftsverband Ebersberg/Erding, lud zu einem Bairischen Abend, bei dem das Herz eines jeden Besuchers aufging.

**Vaterstetten** – Mit von der Partie waren Musikanten, Gstanzlsänger und Literaten, die bei zahlreichen Auftritten – weit über die Grenzen des Landkreises hinaus – den Mut aufbringen, zu ihrem altbairischen Dialekt zu stehen. Die Rede ist

Deign« machte er die Sache noch etwas schwieriger, indem er seinen Heimat-Ort gleich mal ins Niederbayerische »übersetzte«... »Teugn ist bei Kellheim«, klärte der Gstanzlsänger auf und begrüßte sein Vaterstettener Publikum, das sich leider in Grenzen hielt.



Gstanzlsänger Wastl Daller

schen Dialekts hinzuweisen. Gerade in Schulen und Kindergärten sei es besonders wichtig, dem Nachwuchs wieder die Bedeutung des Dialekts zu vermitteln, »damit sie sich später nicht genieren, Bairisch zu reden.« Dabei bemühte Bader sogar Alt-Bundes-

präsident Roman Herzog, der mit seinem Ausspruch »Wenn die Sprache stirbt, stirbt auch die



Klarinettenmusi Faltermeier

von der Klarinettenmusi Faltermeier aus Forstern, dem Hauspoeten von Münchner Merkur und tz, Herbert Schneider, sowie dem Senkrechtstarter bei den Gstanzlsängern Sebastian Daller aus Teugn.

»Ja, wo ist denn des?« mag sich mancher Besucher gefragt haben. Der 22-jährige, der schon heute in einem Atemzug mit dem legendären Roider Jackl genannt wird, gab die Antwort gleich selbst. »I bin aus

Doch der 22-Jährige hatte auch für dieses Phänomen eine Antwort parat: »Ihr seid die oanzign im Dorf die mi vastenga, sonst waard s ned kemma.« Ein Blick in die Runde zeigte, dass der Mann in original niederbayerischer Tracht, trotz seiner Jugend, über eine gute Menschenkenntnis verfügt.

Zuvor hatte es Landschaftsverbandsvorsitzender Franz Bader nicht versäumt, auf die Bedeutung und Pflege des altbairi-



Herbert Schneider

Kultur« den Nagel auf den Kopf getroffen habe.

Stimmung wie auf dem Tanzboden herrschte immer wieder im Altschütz-Saal, wenn die Mitglieder der Klarinettenmusi Faltermeier zu ihren Instrumenten griffen. Es ist schon erstaunlich, was man aus zwei Klarinetten, einer Tuba, einem Akkordeon und einem Kontrabass rausholen kann! Dabei beließen es die Musikanten nicht nur beim Spielen, sondern gaben auch die eine oder andere literarische Einlage zum Besten. Damit hat ein Mann keine Probleme: Herbert Schneider. Trotz



seiner 85 Jahre las der »Schwager« von Merkur und tz aus einem seiner Werke Gedichte und Kurzgeschichten. Dass dabei so manches Nordlicht Federn lassen musste, war durchaus gewollt. Mit launigen Vergleichen beschrieb Schneider treffend Lebenserkenntnisse

wie dass der »Kindertrotz nur der kleine Bruder vom Altersstarsinn ist«. Auch sei es allgemein bekannt, »dass die Liebe blind macht, die Ehe doarad.« Dass ein Gstanzlänger wirklich niemanden fürchtet, nicht einmal eine charmante Vize-Landrätin, bekam Magdalena Föstl

zu spüren. Immer wieder forderte sie der 22-jährige auf, ihr eine Halbe Bier zu holen.

Doch als sie das Getränk gebracht hatte, erinnerte er sie an den Jugendschutz. Ein richtiger Gstanzlänger eben ...

*Johannes Danner*

## Altbairischer Mundart-Abend beim Stangl-Wirt

Nach wie vor auf starkes Interesse stoßen die Mundart-Veranstaltungen in unserer Region. So auch im September, als der Förderverein für Bairische Sprache und Dialekte, Landschaftsverband Donau-Ilm-Altmühl, beim Stanglwirt nach Rothen-turm zu einem altbairischen Abend einlud.

2. Vorsitzender Sepp Kloiber, der mit Franz Kaunzinger und Katharina Radelmeier den Abend organisierte, konnte neben den zahlreichen Besuchern, Musikanten, Plattlern und Mundartsprechern, auch Bürgermeister Albert Wittmann begrüßen, der in einem kurzen Grußwort seine Verbundenheit mit den Förderverein bekundete und die Vorstandschaft aufmunterte, in ihrem Vorhaben, die bairische Sprache zu pflegen und zu bewahren nicht nachzulassen.

In bewährter Manier führte Katharina Radelmeier wieder durchs Programm und legte gleich mit ihrem stets frei vortragenen Versal »Wias zua-geht in Bayern«, so richtig los. Und mit ihrer Erkenntnis: »Wia wars in da Welt so fad, wenn auf ámoi neamad mehr lacha dad.« Schon zum Inventar des Fördervereins gehört mittlerweile das

Duo Hannelore und Peter Deindl, bekannt als »Pichler Zwoagsang«. Beide kann man kaum beschreiben, ihre Originalität muß man hören (zum Beispiel an Meichalbauern von Ernsgraden.)

Stolz ist der Landschaftsverband Donau-Ilm-Altmühl auf seine eigenen Mundartsprecherinnen und -sprecher Uschi Kufer und Alois Hell aus Pfaffenhofen, Albert Lönner aus Reichertshausen sowie Anni Lindauer und Simpert Wittl aus Ingolstadt. Sie alle begeisterten mit ihren lustigen, hintergründigen und auch nachdenklichen Beiträgen die Zuhörer.

Auch das musikalische Eigen-gewächs des Vereins, Karl Porschert aus Zell bei Dietfurt, erfreute auf seiner »Steirischen« und animierte das Publikum (Bergvagabunden) zum Mitsingen.

Einer der Höhepunkte des Abends waren natürlich die Auftritte der Gerolfinger Trachtenjugend unter der Leitung von Ulli Neumayer. Ob an »Ruh-poldiger« oder an »Isartaler« – beide Plattler zogen die Besucher so in ihren Bann, das die jungen Tänzerinnen und Tänzer ohne Zugaben nicht davon kamen.

Dem nicht nach stand der »Jodler-König« der Region, Felix Faschingbauer aus Gerolfing. Vor allem sein »Königsjodler« ließ die Abordnung der Ingolstädter »Königstreuen« vor »Ehrfurcht und Demut« erblassen.

Neben dem Unterhaltungsprogramm stellte Sepp Kloiber den Landschaftsverband Donau-Ilm-Altmühl im Förderverein für Bairische Sprache noch kurz vor. Unter 10 Landschaftsverbänden im altbairischen Raum ist mit über 200 Mitgliedern der LV Donau-Ilm-Altmühl der nördlichste in Oberbayern. Der 1989 in Traunstein gegründete Gesamtverband des Fördervereins zählt derzeit über 2.700 Mitglieder. Aufgabe und Ziel des Vereins ist es, die bairische Mundart lebendig zu erhalten, sich gegen die anhaltende Sprachverhuzung zu wehren und unseren langjährigen Traditionen den Stellenwert zu geben, der einer Kultursprache wie dem Bairischen zusteht. Pflege und Bewahrung unserer Heimatsprache ist für den Verein, besonders im Hinblick auf unsere Nachkommenschaft, Aufgabe und Verpflichtung.

*Sepp Kloiber*



Vortrag von Dr. Heribert Gleixner am 20.10.2006 in Pfaffenhofen

# Wider den Kaiser, die Kirche und Theoderich

## Der bairische Krieg von 508–537 (Teil 2)

### Die politisch-militärische Umsetzung

- ◆ Das **Ja aller Bojer – Baiern** für den Krieg konnte Theodo I. leicht gewinnen: die Aussicht auf einen festen Wohnsitz in festen Grenzen in Sicherheit und Frieden auf gutem Ackerland war zu verlockend.
- ◆ **Bundesgenossen:** Auch viele Splittergruppen aus der stürmischen Zeit der Völkerwanderung, die immer noch keinen festen Wohnsitz gefunden hatten, schlossen sich dem Unternehmen an (Hunnen, Awaren, Angilen), aber auch die mächtige Nation der Wenden mit den Charinern-Kärnern. – Der Frankenkönig hat mehr symbolisch ein Regiment unter Irinus geschickt.

### Technische Vorbereitung:

Die Vorbereitungen für einen Überraschungsangriff auf das Vindelicum wurden stabsmäßig und langfristig organisiert: Waffen, Fahrzeuge, Proviantvorräte. Herausragend ist die Errichtung von mindestens zwei **Steinbrücken über die Altmühl** bei Dietfurt, um einen raschen Übergang des Gesamtvolkes zu ermöglichen. Als berufsmäßige »Fremdenlegionäre« auf allen Kriegsschauplätzen ihrer Zeit waren die Bojer-Baiern technisch und logistisch auf dem neuesten Stand.

### Der Verlauf des Krieges

Den Verlauf des dreißigjährigen Bairischen Krieges im Einzelnen darzustellen würde den Rahmen des Vortrags sprengen. Man kann hier nur die wesentlichen **Phasen** kurz skizzieren.

Die ursprüngliche Konzeption war

#### ◆ Vernichten:

#### 1. Phase: Isar-Donauraum und Regensburg

Der Zweck des Krieges war zunächst, dem Volk der Bojer / Baiern und den Verbündeten ein festes Zuhause zu schaffen. Das bedeutete jedoch: der geplante Siedlungsraum muß von fremder Kultur gerodet, Menschen und Menschenwerk in diesem Gebiet ausgerottet, vernichtet werden, Das galt vor allem für den Donauraum, insbesondere den militärischen Vorort Regensburg und das Gebiet zwischen Isar und Donau.

- ◆ Die römische Bevölkerung wurde in Regensburg zusammengetrieben, die Stadt erstürmt und die Menschen wurden in einem entsetzlichen Massaker »erwürgt«.
- ◆ Diese Phase war noch im Jahr 508 abgeschlossen.

Anmerkung:

Das legt der Wortlaut etwa des Fragments aus den Annales Schirenses nahe. Aber auch die Beurteilung von Strategie und Taktik der Verbündeten lässt keine andere Lösung zu: Das Gesamtvolk der Bojer-Baiern hat den Kriegszug mitgemacht.

Es konnte nicht anders ernährt werden, als dass schon im 2. Kriegsjahr der Ackerbau wieder in Gang gesetzt wurde und ausreichende Nahrung für alle erbrachte.

Denn: Mehr Proviant als für ein Jahr hatten sie wohl nicht mitnehmen können und – woher hätte Nachschub kommen können. Schließlich konnten sie nicht ihre Rinderherden aufessen.

Unter den Vorbereitungen für weitere Eroberungen ist Theodo I. gestorben.

#### von Regensburg bis Altötting und Perlach:

#### Diplomatische Initiative des byzantinischen Kaiser Anastasios I.:

Durch den Tod Theodos I. (512) erschien für das Römische Reich eine Chance gegeben, das Ruder durch Diplomatie herumzuwerfen. Unter Anerkennung der Oberhoheit des Kaisers sollte den Bojern der Besitz der Erwerbungen und Autonomie garantiert werden. Der neue Herzog, Theodo II., hat das Angebot schroff abgelehnt und die Gesandten düpiert nach Hause geschickt.

#### 2. Phase: Die Entscheidungsschlacht von Altötting (520)

Theodo II. wollte nun die zweite Phase des Kriegsplans in Angriff nehmen.

Andererseits konzentrierten die Römer ihre Kräfte, um die Bojer



vom Inn abzuwehren. Durch den Tod des Kaisers Anastasios war die römische Politik kurze Zeit gelähmt.

Theodo II. nützte die Gunst der Stunde: Es gelang ihm den römischen Truppen, die im Bereich östlich gegenüber der Inn-Mündung zusammengezogen worden waren, in den Rücken zu fallen und sie zu vernichten.

Zeugnis ist noch das alte Wappen von Ötting: Lupus in silva – der Wolf im Wald. Der Woiperdinger – Waldperdinger?

### Die Schicksals-Schlacht von Perlach

Theodo II. ging sofort daran, den Sieg auszunützen: Durch eine Eroberung der Grenzländer – also des geographischen Raetien (nach Ptolemaios) – das geographische Vindelicien und so das politische Vindelikum zu unterwerfen. Gegen diese erneute Einkesselungsstrategie boten die Römer ihre letzten Kräfte auf: die Legion von Cambodunum (Kempten) und die Truppen der Praefektur der Hauptstadt des Vindelikums. Sie lag zwischen Schäftlarn und Grünwald.

Beide Seiten drängten auf eine Entscheidung. So kam es zum Schicksalskampf zu Perlach (griech.: Hyperlachesis – <Hy>perlach<esis>, d. h. übertragene schicksalhafte Entscheidung über den Besitz), die mit der Vernichtung der römischen Legion endete. Die römische Provinz war ohne militärischen Schutz: die Hauptstadt Augusta Vindelicum wurde vom Erdboden vertilgt.

### ◆ Versklaven:

#### die Walchenorte

Aber die Strategie gegenüber den römischen Bauern und Handwerkern, änderte sich radikal. Sie wurden nicht mehr vernichtet wie in der 1. Phase, sondern versklavt.

Das sind die Walchen, die Entmachteten, wie sie jetzt genannt wurden, die Apalachthentes. Davon zeugen noch heute die vielen Ortsnamen, die auf römische Besiedelung hinweisen: Walchensee, Traunwalchen usw.

Aber auch die starke Vertretung griechisch-byzantinischer Vornamen im Bairischen erinnern an diese unglücklichen Einwohner unseres Landes, ich erinnere nur an die drei »bairischen Mádl«

Katharina (Radl: Steuerruder)  
Barbara (Wurm: Medizin) –  
Marghareta (Turm: Edelstein –  
Schatz – Reichtum; Handel )  
oder den hl. Georgios: den  
Erd-Werker, d. h. hl. Siedler,  
oder die hl. Sophia (Weisheit)  
und Anastasia (Auferstehung).  
(Streichenkirche – Airisch-  
wand: Sophia, Rupert)

### ◆ Vertreiben:

#### von Mittenwald bis Eselsbrunn (Salerno/Salurno)

In der Schlussphase ging Theodo II. wohl über die von den Franken markierte Linie hinaus und sicherte sich den Alpenübergang über den Brenner. Vor dem wild daher-stürmenden Haufen der Bojer-Baiern rannten die Römer in wilder Flucht davon.

Erst in der Nähe von Bozen wagten die Römer noch einmal, unterstützt durch Theoderich,

einen Abwehrkampf – und unterlagen. – Allerdings durch die Salurner Klausen hinunter wagte sich Theodo II. nicht.

### De facto-Anerkennung und Zusammenbruch der römischen Herrschaft an der Donau

Andrerseits wagten weder Römer noch die Ostgoten, die verlorenen Gebiete zurückzuerobern. **Justinian**, der große Restaurator des Römerreich, sah im Römischen Reich ein Reich um das Mittelmeer, nicht ein Reich der großen Flüsse Rhein und Donau.

Die römischen Provinzen an der unteren Donau, vor allem Pannonien und Moesien sahen sich hilflos dem Ansturm der Baiern und ihrer Verbündeten ausgesetzt und flüchteten sich zum größten Teil nach Istrien und Italien. Die bairische Herrschaft reichte schließlich bis ans

#### **Schwarze Meer.**

Und so wurde die Salurner Klausen zur politischen Grenze zwischen Italien und Bayern und auch zur bairisch-italienischen Sprachgrenze. Mit der Einverleibung Baierns in das fränkische Reich und die Annexion des Bairischen als fränkische Reichssprache im 8./9. Jh. verwandelte sich diese Grenze zur deutsch (!)-italienischen.

## 5. Ausblick

### Aufteilung des Landes

Theodo II. versuchte das eroberte Land gerecht aufzuteilen. Offenbar war der Landserwerb der Verbündeten schon im Vorhinein vereinbart und geregelt. Theodo II. hielt die

Absprachen seines Vaters mit den Verbündeten ein.

Die Aufteilung des Zentralgebiets, des alten Vindelikums, war klar und eindeutig: Oberbayern war definiert als das Land, deren Flüsse oberhalb der Innmündung in die Donau münden und Niederbayern der Gebiete an Inn und ins Gebirge hinein.

### Verteidigung

Zudem wurde die Grenzverteidigung durch eine Tetrarchie von Markgrafen und Markgrafschaften, sog. Viertel oder Winkel errichtet. Der Markgraf von Enns und Steiermark im Osten, Tirol im Süden – Andechs und andere im Westen – die böhmische Markgrafschaft im Norkau. Als Regierungssitz hat Theodo II. Regensburg gewählt.

### Zivilisierung des Volkes

Theodo II. und nach ihm sein Sohn Theodo III. haben nun versucht, ihr Volk in eine sesshafte, gesittete, friedfertige Lebensart einzuführen. Das bedeutete damals, die mediterrane Lebensart zu vermitteln. Das konnte nur heißen, sie zum Christentum zu bekehren. Der erste Versuch ist kläglich gescheitert. Der hl. Rupert, der aus dem Frankenreich geholt bzw. geschickt worden war, musste seine Mission abbrechen und unverrichteter Dinge abziehen. Erst im zweiten Anlauf ist ihm die Christianisierung gelungen. Die Gesetzgebung war ein Vorrecht des Königs. Die Baiern hatten aber seit Zülpich nur einen Herzog. Folgerichtig musste das **Gesetzbuch der Baiern** im Namen des Souze-

räns, des **französischen Königs** verkündet werden. Dieses Unternehmen war erfolgreich, da es ja für die Entwicklung des Staates und der Gesellschaft unabdingbar war.

## 6. Das bairische Idiom

### Das idiomatische Geflecht

Der Bericht Aventins lehrt uns auch, das Wesen des bairischen Dialekts besser zu verstehen.

### Die germanischen Elemente:

Das Bairische hat seine Wurzeln in Redeweise der römischen Hilfsvölker germanischer Zunge. Dabei darf man die germanischen Ausdrucksmöglichkeiten ruhig als sehr beschränkt ansetzen.

Natürlich sagt dieser Anteil nichts aus über die ethnische Herkunft. Das römische Heer war damals bis in die Führungsämter hinein stark germanisiert. Deshalb ist auch eine vermittelte Übernahme der germanischen Elemente nicht auszuschließen.

### Vulgärlatein und Vulgärgriechisch:

Durch den Dienst in den römischen Legionen haben die Bojer sich das Vulgärlatein des römischen Feldheeres und das Vulgärgriechisch des Grenzheeres im praktischen Umgang und in dem nötigen Umfang angeeignet. Im Heer war zweifellos der dorische Dialekt des Griechischen dominant.

Dasselbe gilt auch von den Umwelteinflüssen: Byzanz und sein Umland hatte seit mehr als

1000 Jahren Dorisch gesprochen.

Mit der Politik der Versklavung sind die Baiern zunehmend auch in die Geschäfts- und Handelssprache jener Zeit hineingewachsen. Es ist die vulgäre **Koiné**: die **demotiké**, die griechische Volkssprache jener Zeit. Hier ist auch die Verbindung zur griechisch-byzantinischen Kirche und ihrer Kultur zu sehen. Diese wurde erst mit dem Einfall der Langobarden gekappt. Die Kirche vermittelte einerseits das Griechische der Aufgabe angemessen in der Hochsprache (Kathareusa), förderte aber zugleich die Entwicklung der Volkssprache (Demotiké).

### Amalgamisierung der Elemente seit der Sesshaftigkeit

Die abschließende Formung gehört nicht mehr in die Epoche des Krieges.

Durch die zivilisatorische Leistung der bairischen Herzöge und der lateinischen Mission wurden die gesellschaftlichen Schranken zwischen den Baiern und den Resten der römisch-byzantinischen Gesellschaft aufgehoben. Das ethnisch so differenzierte Volk assimilierte sich kulturell zu einer stabilen Einheit.

Ihre Ausdrucksweise ist als eine Schichtung mit zahlreichen Einsprengseln und Verwerfungen zu verstehen.

Die Folge ist:

Man kann Bairisch eigentlich nur in einer vorlogischen Entwicklung und a-logischen Methode erlernen. Es bietet jedoch bereits im Kindesalter genug Anlass zu Reflexion und Regelbildung und zum Vergleich mit einer lückenhaft geformten, aber starr-normativen Verkehrssprache: Deutsch.



## Bairisch und deutsch (zu theodisk)

Das Wort »Sprache« kommt von »sprechen«, gehört zu »Spruch«. Sprache ist also das Mittel zu einer **förmlichen Mitteilung**, also nur ein geringer Ausschnitt aus dem großen Spektrum der menschlichen Ausdrucksmöglichkeiten in Wort und Schrift.

Das Bairische gilt zusammen mit dem Ostgotischen als Grundstock der fränkischen Reichssprache. Aus dieser fränkischen Reichssprache sei – wohl erst unter Karl dem Großen – die deutsche Sprache entwickelt worden.

Die Ausgangsform »theodisk« weist aber in eine andere Richtung.

»theodisk« ist eine Ableitung von »Theodo«, also ist das »theodisk« die Reichs-Sprache der Theodonen: Die Kette der bairischen Herzöge reicht von Theodo I., dem ersten Eroberer, bis zu Theodo VIII., dem Sohne

Tassilos III. Am Anfang und am Ende des alten Herzogtums steht ein Theodo. Theodo steht geradezu symbolisch für einen bairischen Herzog.

### Erklärung von Theodo

theodon ist meines Erachtens ein sprechender Herrschertitel: »der Setzer (the-) von Haus-schwellen (odós), d. h. von Anfang und Ende, ein Erbe aus der Nomadenzeit.

Der Titel hat sich mit der Ansiedelung des Volkes von ursprünglichen Bedeutung gelöst und bedeutete dann im abstrakten Sinn: der, der die (politischen) Aufgaben setzt, in die Wege leitet und für abgeschlossen erklärt.

Daraus kann man eigentlich nur folgern, dass »theodisk« – »deutsch« die Amtssprache in dem bairischen Reich war, das in der Zeit der größten Ausdehnung vom Lech bis zur Donau und donauabwärts bis

ans Schwarze Meer reichte und vom Norkau bis zur Salurner Klause.

Man kann also überspitzt formulieren: Deutsch – theodisk ist der bedeutendste Raub des Frankenkönigs bei der Annexion Baierns.

**Der Anspruch auf bairische Souveränität bleibt gewahrt.**

## 7. Schlussbemerkungen

Damit bin ich mit meinen Ausführungen am Ende angelangt. Somit habe ich auch meinen Schülern die Antwort gegeben, die ich ihnen damals schuldig bleiben musste.

Ob daraus praktische Konsequenzen erfolgen müssen, mögen andere entscheiden.

Wenn ich jungen Leuten Anregungen geben konnte, meine Thesen zu überprüfen und das Richtige daran weiter zu verfolgen, dann würde mich das freuen.

## ... erste Reaktionen!

»Da wurde ja eine Lawine losgetreten!« bemerkte ein Leser, nachdem der Gastbeitrag von Gerhard



**Samma**

Lensing

**da dahoam?**

Holz, LV-Vorsitzender München Stadt und Land im Münchner Merkur erschienen war.

Die Reaktionen der Serien-Zuschauer, die an die Redaktion(en) schrieben (nachdem sich auch andere Boulevard-Blätter unserer Beiträge bemächtigt hatten) waren heftig:

Schauspieler, die sich zu Unrecht angegriffen fühlten, gaben Interviews, der Produzent Markus Schmidt-Märkl ergriff das Wort in der Presse und – sehr erfreulich – die Serien-Leitung des BR reagierte in einem langen, persönlichen Brief. Da der FBSD seine Aufgabe in erster Linie in konstruktiver Kritik und »fördernder« Mitarbeit sieht, wurden bereits Kontakte geknüpft, um in einer Gesprächsrunde(?) mit Produzent, Verantwortlichen und Schauspielern(?) die Mängelliste miteinander aufzuarbeiten und evtl. zukünftige Besserung zu erwirken, damit es nicht wieder heißen muß:

Bei da »Soaffa« Dahoam is dahoam ...  
da schreckt si aufm Bier ja da Foam!

pvc

# Aufbruch zu einer neuartigen Auseinandersetzung mit der heimischen Mundart

Am 16. November 2007 fand in Oberviechtach (Landkreis Schwandorf, Oberpfalz) vor mehr als 80 geladenen Gästen die Präsentation eines neuen Buches statt, das – wegen des damit gewagten Neuansatzes in der Beschäftigung mit der Mundart – von allgemeinem Interesse ist:



Ludwig Schießl: *Dialektaler Mikrokosmos als dialektologischer Brennspiegel. Aspekte einer neuen Basisdialektologie.* Regensburg 2007 (edition vulpes). Preis: 25 €

Das Werk ist fundamental verpflichtet den Aktivitäten des »Heimatkundlichen Arbeitskreises Oberviechtach«, genauer der »Arbeitsgruppe Dialekt«, die sich seit 1996

intensiv der Erfassung des originären Wortschatzes der Region Oberviechtach widmet. Als ihr Initiator und Leiter hat sich Schießl eingehend mit der Aufarbeitung des gesammelten Materials beschäftigt und sich der Aufgabe unterzogen, die Ergebnisse seiner Überlegungen schriftlich darzulegen und als

Doktorarbeit bei der Universität Regensburg einzureichen. Es ist ein höchst eigenwilliges Werk, nicht so ohne weiteres einzuordnen in vorhandene Kategorien. Außenstehende könnten es fälschlich für eine weitere dialektologische Ortsmonographie halten, deren es Dutzende gibt und die oft nicht viel mehr bieten als die Darstellung der Laut- und Formenlehre eines

bestimmten Ortes oder Landstrichs, allenfalls vermehrt um Wortlisten oder Textproben und die Einordnung des Untersuchungsgebietes in den dialektgeographischen Rahmen der Region.

Diese Anforderungen erfüllt die Arbeit selbstverständlich auch. Ausführlich und mit zahlreichen interessanten Details beleuchtet er die administrativen, kulturel-

len und sprachlichen Charakteristika des Raums Oberviechtach. Hätte Schießl nur *das* unternommen – es wäre für sich allein eine ansehnliche Leistung gewesen, wenn er etwa »Die Mundart des Raums Oberviechtach« vorgelegt hätte, vielleicht mit dem Zusatz »Zur Klärung der Grenze zwischen dem Nordmittelbairischen und dem eigentlichen Nordbairischen.«

Was er geschaffen hat, schürft allerdings unendlich viel tiefer und es heißt auch ganz überraschend anders: »Dialektaler Mikrokosmos als dialektologischer Brennspiegel« – und der Untertitel benennt exakt, worum es dem Verfasser geht: um »Aspekte einer neuen Basisdialektologie am Beispiel des Oberviechtacher Dialektprojekts.«

Diese Begriffe bedürfen einer Erklärung, um zu verstehen, was das Anliegen des Verfassers ist. Die Mundart der Stadtgemeinde Oberviechtach und ihres Umlandes betrachtet er als »Mikrokosmos«: die überschaubare und erfassbare sprachliche Welt eines klar definierten geographischen und kulturellen Kleinraums, in welchem die Mundart noch mit großer Selbstverständlichkeit gesprochen wird. Dieser Mikrokosmos wird gesehen als »Brennspiegel«. Was leistet ein solcher? Er lenkt und konzentriert das Sonnenlicht auf einen Punkt, bündelt es – und entfacht damit eine Flamme. Diese Metapher aus dem Bereich der Optik will verdeutlichen, dass sich dialektologische Fragestellungen bündeln lassen. Dies



geschieht nicht in erster Linie als Selbstzweck, sondern: um einen Funken überspringen zu lassen.

Und was ist gemeint mit »Aspekte einer neuen Basisdialektologie«? Schießl wagt den Vorstoß in ganz neue Dimensionen dieser Sparte der Sprachwissenschaft, arbeitet einen vielgefächerten Neuanfang dieser Disziplin heraus. *Nicht* um Forschung im Elfenbeinturm der Wissenschaft soll es gehen, wie sie in Universitäten, Akademien und anderen Institutionen gepflegt wird, wo die Mundartsprecher – Gewährspersonen oder Informanten genannt – ausschließlich dazu dienen, sprachliches Material zu liefern. Wozu dieses verwendet, was damit gemacht wird, erfahren sie normalerweise nicht, auch würden sie die Ergebnisse der Auswertung wahrscheinlich kaum verstehen und wohl auch nicht interessieren. In gewisser Weise läuft diese Methode auf eine Entmündigung, ja Entwürdigung der Gewährspersonen hinaus, wenn ihnen einfach Belege »abgemolken« werden für die wissenschaftliche Alchimie – wie einer Kuh die Milch, und sie erfährt nie, ob daraus dann Schlagsahne, Butter, Käse oder Joghurt gemacht wird.

Ganz anders die hier angepeilte neue Basisdialektologie: Die Mundartsprecher sind nicht bloß Ausgangspunkt, sondern auch Ziel aller Bemühungen: Von ihnen wird ausgegangen und für sie wird gearbeitet. Um die lebende Sprache geht es, aber ebenso um die lebenden Sprecher, die als Dialekt-Protagonisten verstanden werden – als die eigentlichen Hauptfiguren des Unterfangens. Der Laienbezug steht im Vorder-

grund. Deshalb wird beispielsweise auch eine Verschriftung der mundartlichen Lautformen gewählt, die der Laie ohne weiteres lesen kann – keine Transkription in schwer entschlüsselbaren Hieroglyphen.

Schießls Anliegen ist es, die wissenschaftlichen Grundlagen für eine sprecherorientierte Dialektpflege zu bieten, Theorie und Praxis in Einklang zu bringen. Das bedeutet einen völlig neuartigen Ansatz in dem Bemühen um die Bewahrung und Stärkung der »regionalen Identität«. In diesem Sinne ist der Untertitel des Buches – »Aspekte einer neuen Basisdialektologie« – zu verstehen. Der Wissenschaft kommt eine pädagogisch-didaktische Mittlerrolle zu – mit Zielrichtung Dialektpflege, Dialektloyalität. Anregungen werden in dem Buch in Fülle geboten – Überlegungen und Wege zu einer neuen Dialektologie, bei der die Menschen im Mittelpunkt stehen – als die Dialekt-Protagonisten. Auch die Schüler und Schülerinnen, gehören dazu, die junge Generation. Vorschläge für schulische Projekte werden unterbreitet, das »Oberviechtacher Wörterbuch« ist nicht nur Forschungsgegenstand, sondern soll auch als Unterrichtsmedium einsetzbar sein. Motivation und Anregungen für den Schulalltag sind geboten, so etwa kreatives Schreiben in der Mundart. Wir finden als Beispiel die Übertragung einer Fabel des La Fontaine in den heimischen Dialekt: aus »Le corbeau et le renard« wird »D'Graoua und da Fuchs«.

Auf alles, womit uns Ludwig Schießl in seinem Buch konfrontiert, kann hier nicht eingegangen werden. Ein paar Punkte

aber seien doch noch angeschnitten. Enthalten ist unter anderem: eine Chronik des hiesigen Dialektprojekts und seiner Aktionen – die Anregung zu einem Lexikon der Ortsneckerien – Gestaltungselemente für das »Oberviechtacher Wörterbuch«, veranschaulicht durch eine Musterseite als Prototyp: »Der Mensch als Individuum – der menschliche Körper – Kopf – Haare – Gesicht – Augen – Nase – Mund«. Eine Besonderheit sind die »enzyklopädischen Infoster« – eine Idee, die der Neuphilologe Schießl in fremdsprachlichen Wörterbüchern gewonnen hat und die in diesem Kontext sicher ein Novum darstellt. Schier unendlich viele weitere Themen und Gesichtspunkte wären zu nennen.

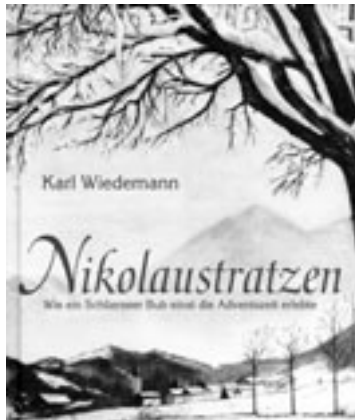
Das »Oberviechtacher Dialektprojekt« wird gesehen als Beitrag zur Stärkung der Mundart in der Heimatregion. Es setzt neue Impulse für eine zeitgemäße Dialektpflege – entschieden abgegrenzt gegen »Heimat-tümelei« – und bietet Vorschläge für mittel- und langfristige Maßnahmen im dortigen Raum. Es liefert die wissenschaftlichen Grundlagen für eine neue, eine zukunftsorientierte Mundartpflege.

Zu wünschen und zu hoffen ist, dass nach diesem Vorbild in anderen Gegenden ähnliche Projekte entstehen. Vertieftes Wissen um Wesen und Wert des heimatlichen Idioms soll Dialektloyalität erzeugen – auch in der mittleren und jungen Generation. Insgesamt kann Schießls Werk allen Mundartfreunden dringend empfohlen werden, die beabsichtigen, in ihrer Heimat Ähnliches in Angriff zu nehmen.

Ludwig Zehetner

# Nix wie Biacha • Nix wie Biacha und zwoa CD

Nach dem Aufruf im letzten Rundbrief haben spontan einige Autoren statt der erbetenen Anschrift gleich ihre Bücher geschickt! Die Redaktion stand jetzt vor der Entscheidung, einige Bücher, die schon seit einiger Zeit vorliegen, einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen und die frisch hereingekommenen (und in die Weihnachtszeit noch passenden) aus Zeitnot nur mit den bibliographischen Angaben versehen, vorzustellen. Aus Gründen der Gleichbehandlung haben wir jetzt die kurze Form gewählt: dann haben alle was davon. Unsere Leser, weil sie die Bücher noch kurz kennenlernen können und die Autoren, weil die Mühe des Zusendens nicht umsonst war. Wir werden aber auf das eine oder andere Buch im neuen Jahr ganz sicher noch ausführlicher eingehen!



*Karl Wiedemann*  
**Nikolaustratzen**  
 Wie ein Schlierseer Bub einst die Adventszeit erlebte  
 Verlag Dr. Alexander Bronisch, Con-Text, 1. Auflage 2007  
 123 Seiten, zahlreiche Farbfotos  
 ISBN 978-3-939813-02-6



*Anita Türk, Anna Stuffer*  
**Bayerisches Engelbuch**  
 Rosenheimer Verlagshaus 2005  
 64 Seiten, zahlreiche Farbfotos  
 ISBN 3-475-53715-X



*Karl Robel*  
**Rupertiwinkler Weihnachtsgeschicht**  
 mit Zeichnungen und Aquarellen von Georg Huber  
 Liliom Verlag 2003  
 64 Seiten, ISBN 3-934785-17-4



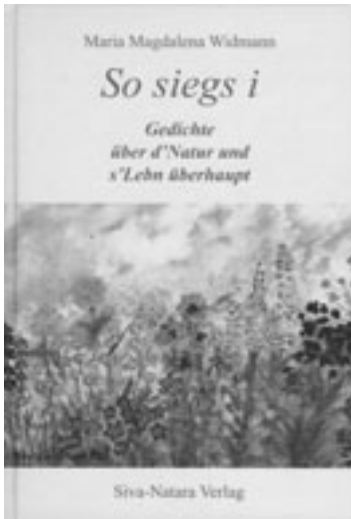
**Kochen unterm Zwiebelturm**  
 zur Erhaltung unserer St. Josefs Kirche, 1. Aufl. 2007,  
 310 Seiten, kochbuch@kolping-starnberg.de



*D'Raith-Schwestern singa*  
**altbayerische Winter- und Weihnachtsliadl**  
 Tanja Raith 01 70/5 81 01 46  
 info@wirtshauslieder.de



*Geschwister Reitberger*  
**... und unser Heiland is worn**  
 Best.-Nr. WRB 1121 DSP  
 Tel. 0 81 46/5 47



Maria Magdalena Widmann  
**So siegs i**  
 Gedichte über d'Natur und  
 s'Lebn überhaupt  
 Siva-Natara Verlag 2006  
 94 Seiten, zahlreiche Farbfotos  
 ISBN 3-930403-25-0



Helmuth Hopper  
**Hirnschmoiz**  
 oder „A weng ebbs Neis“  
 2006, 106 Seiten  
 ISBN 3-930156-37-7

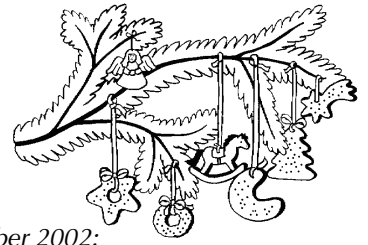


**Gscheid bläd daher gredt**  
 Gedichte von Dieter Illek  
 2005, 84 Seiten  
 Tel. 0 81 22/81 17



Viktoria Schwenger  
**So viel Liebe**  
 Geschichte einer Pflegemutter  
 Rosenheimer Verlagshaus  
 2004, 208 Seiten  
 ISBN 3-475-53600-5

Zum Artikel »Kinder rufen:  
 Santa Claus, komm' heraus«  
 im Tölzer Kurier vom 11. Dezember 2002:



### »Knecht Ruprecht, du altmodisch G'stell«

»Von drobn, von Lenggries komm' ich her;  
 ich muss euch sagen, staad war's nicht sehr!  
 Allüberall auf den Tannenspitzen  
 sah ich Cola-Dosen blitzen  
 und vor dem alten Rathaustor  
 stand ein roter US-Truck davor.  
 Und wie ich so strolcht' durch den Christmas-Gesang,  
 rief mich per Handy der Santa Claus an:  
 »Knecht Ruprecht«, rief er, »du altmodisch G'stell,  
 heb' deine Beine und go shopping ganz schnell.«  
 Die Kerzen fangen zum Weinen an,  
 bei so viel heimatlichem Klang.  
 Das Himmelstor ist aufgetan,  
 die Kids scheinen happy,  
 die Alten aber sind arm dran ...  
 Von drauß vom Walde komm' ich her;  
 Las Vegas lässt grüßen, es weihnachtet sehr!«

Frei nach Theodor Storm aus der Feder von  
 Hermann Schinner †, Kreisheimatpfleger Greiling



## Bekanntnis zur bairischen Sprache

Zur Vorgeschichte:

Aus Taufkirchen erreichte uns folgende Nachricht:

»Gestern hob i mi beim Hugendubel a bisserl in des Buach von de »Huababuam« (Extremkletterer) einiglesn, weil i de zwoa ois kloane Kinder kennt hob und eana Hoamatdorf kenn. Auf der Seitn 306 gebn de zwoa a guats Bekanntnis zu unsara scheena boarische Sprach ob. I hab mi richtig gfreit und drum hob i mia denkt, des muaß i enk glei schreibn.«  
Margit Harrecker

Die Redaktion ist dem Hinweis nachgegangen und hat sich beim Piper-Verlag um die betreffende Seite gekümmert; sie stammt aus dem Buch: Alexander Huber, *Der Berg in mir*. Es handelt sich dabei um ein Interview mit Pepe Danquart, dem Regisseur des Films »Am Limit«, geführt von Karin Steinbach:

Am Anfang befürchtete ich, der bayerische Dialekt könnte den Film in eine bodenständige Ecke drücken.

Die beiden [Alex und Thomas; d. Red.] definieren sich so stark über ihre bayerische Heimat, über die bayerische Landschaft; die bayerische Sprache ist eines ihrer Persönlichkeitsmerkmale. Sie ist authentisch. Jeder Mensch, der emotional wird, fällt in seinen Dialekt – auch fluchen kann man nur in seiner eigenen Sprache. Hochdeutsch würde unglaubwürdig wirken. Es gab sogar ernsthafte Versuche zur Untertitelung, aber das war gar nicht möglich. Umgekehrt hat das Bayerische auch große Sympathie erzeugt, gerade in Berlin, Hamburg oder Bremen.

Dort versteht das Publikum dann halt nur achtzig Prozent, aber das macht ja nichts – dafür kommt die Direktheit, die Natürlichkeit, die Herzlichkeit rüber. Die Seele hat eine Sprache, und ihre Sprache ist die bayerische. Heutzutage hat das Bayerische auch nicht mehr das Image des »Primitiven« wie früher, das hat sich komplett gewandelt. Der große Erfolg des Films »Wer früher stirbt, ist länger tot« ist rein darauf zurückzuführen, dass er die große Authentizität der Sprache hat, zufälligerweise ebenfalls des Bayerischen.

Dank an den Piper-Verlag, besonders den Damen Annette Reindl für die Abdruck-Genehmigung und Renate Müller-Wolff für die Recherche, Kopien und Detail-Angaben.  
Die Redaktion



## ... a Wirt, der no boarisch redt

Da Knopf is a:

d Mama is grad beim Wäsch richtn, da kommt da Papa mit ara Joppn, an dera a Knopf fehlt: Nahstmadenaanoo? darauf d Mama: Jadennahidaanoo!

## Unser Rätsel\*:

Französisch für Bairisch-Fortgeschrittene:

Dans y refuse d'avec, si laquelle si d'ami chér!\*

De bekannte Gschicht mit dem Bleamestock:

Dodadiadada,  
dodadiadadaaa  
und  
dodadadaadadian;  
wurscht, wostn histellst!

Alle diese Beispiele hat uns der Wirt Christian Hans-Jürgen Fahrngruber bei einem Essen in seiner Wirtschaft »Der Tannenbaum« (da Tannabaam) z Minga in da Kreuzstraß 18 aufgeschrieben!



Vergelts Gott!

\* Der erste, der uns de richtige Übersetzung mit am elektronischen Briaf an: fbsd-gf@t-online schickt, kriagt an Buachpreis! (Redaktions- und GV-/LV-Vorstandsmitglieder ausgenommen!)



## Termine ... Termine ... Termine ... Termine ... Termine ... Termine ...

Einladung zu einer Veranstaltungsreihe unter dem Motto

# Boarisch gredt, gsunga und gspuit

zur Förderung, Pflege und Erhaltung unserer Mundarten  
und der süddeutschen Hochsprache:

**Termine für München-Feldmoching im Jahr 2008**

**28. Februar • 29. Mai • 28. August und 27. November, jeweils am Donnerstag um 1/28 Uhr auf d'Nacht**  
im Feldmochinger Hof, Feldmochinger Straße 389

**Programm für den 28. Februar:**  
in Vorbereitung

**Dienstag 12. Februar 2008 um 1/28 Uhr auf d'Nacht**

Truderinger Straße 40, Unterhaching, TSV-Vereins-  
heim

Stammtisch »Boarisch gredt, gsunga und gspuit«

Heimatspflieger Günter Stauder: Mundartgeschichten

Gerhard Holz: Begriffe und Redewendungen –  
Hochdeutsch oder Nordsprech? –  
Aktuelles und Aktivitäten vom FBSD

Aufspuin duat: De Hachinger Hoagartnmusi

Singa duat: Der Feldmochinger Zwoagsang

Liedbegleitung: Oskar Wagner

Wirtshaussingen mit den Besuchern

**Freitag 22. Februar 2008 um 8 Uhr auf d'Nacht**

Köglweg 5, Taufkirchen bei München,  
Ritter-Hilprand-Hof

Johanna Bittenbinder liest: »Die bairische Welt-  
geschichte – Letztes Trumm« von Michael Ehbauer  
Musikalische Umrahmung:

Feldmochinger Zwoagsang

Liedbegleitung: Oskar Wagner, Grünwalder  
Stubnmusi

Veranstalter: 5 Jahre Ambulanter Hospiz- und  
Palliativ-Beratungsdienst (AHPD) unterstützt vom  
Kulturverein Oberhaching e.V.

Eintritt 10,- Euro auf allen Plätzen

Vorverkauf Tel. 089/61 30 56 37 –

Fax 089/ 61 30 56 36, kultur.waschin@arcor.de

## Aufruf

an alle, die uns über die Darstellung ihrer Firma, ihrer Organisation oder ihrer Produkte  
im Rundbrief unterstützen wollen, nachfolgend die Preisliste  
für fertig gestaltet gelieferte s/w-Anzeigen im Innenteil des Rundbriefs:

1/1 Seite 146 x 215 mm	250,- €	Angelieferte Dateiformate: EPS mit
1/2 Seite 146 x 105 mm (quer)	125,- €	eingebundenen Schriften oder PDF-Daten,
1/2 Seite 70 x 215 mm (hoch)	125,- €	Mindestauflösung 300 dpi im PC-Format
1/3 Seite 146 x 69 mm (quer)	85,- €	Reprofähige Aufsichtsvorlagen sind möglich.
1/3 Seite 46 x 215 mm (hoch)	85,- €	Daten auf CD an die Adresse der Druckerei
1/4 Seite 70 x 105 mm (hoch)	65,- €	(siehe Impressum) oder per email an
1/4 Seite 146 x 50 mm (quer)	65,- €	prograph@t-online.de
		Fragen? Bitte Nachricht an FBSD-gf@t-online.de
		oder Fax 089/5 46 91 34

Kleinere Anzeigen/Fließsatz-Anzeigen  
sind nach Millimeterpreis möglich;

pro Millimeter/Spalte:

0,65 €

Gestaltung: möglich, nach Aufwand

min. 5,-/max. 50,- €

**Eröffnungsangebot für alle, die uns ab dem  
Rundbrief Nr. 64/2008 unterstützen:**

**4 Anzeigen schalten – nur 3 Anzeigen bezahlen**

# Der Förderverein Bairische Sprache meint: Es ist allerhöchste Zeit!

Die Verarmung und Verschandelung unserer Sprache nimmt erschreckend zu. Das Sterben unserer Mundarten hat ein bedrohliches Ausmaß erreicht. In Kindergärten und Schulen, in Rundfunk und Fernsehen, in Beruf und Freizeit wird die bairische Sprache als minderwertig eingestuft, diskriminiert und verdrängt. Wir wehren uns dagegen, wir müssen uns nicht ohne Not eine andere Kultur überstülpen lassen; wir brauchen uns der eigenen Sprache und Kultur wirklich nicht zu schämen. Wir appellieren an unsere Landsleute: Redet selbstbewußt in unserer Mundart. Ahmt in der Hochsprache nicht die nördliche Aussprache und Betonung nach, behaltet die genauso richtige süddeutsch-bairische Art! Es ist die Pflicht verantwortungsvoller Politik, unsere Sprache als wesentliches Zeichen bairischer Eigenart und Kultur auch für die Zukunft zu sichern. Wie gesagt, **es ist höchste Zeit** was zu tun. Eine Generation ohne bairische Sprache reicht aus, und ein tausend Jahre altes Kulturgut ist unwiederbringlich verloren. Wir im Verein kämpfen dagegen an, bitte unterstützen Sie uns!

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum **Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.**

Name: \_\_\_\_\_ Vorname: \_\_\_\_\_ geb.: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_ PLZ, Ort: \_\_\_\_\_

Tel.: \_\_\_\_\_ Fax: \_\_\_\_\_ E-Mail: \_\_\_\_\_

**Mein Ehe-/Partner wird auf Wunsch als beitragsfreies Mitglied aufgenommen:**     ja     nein

Name: \_\_\_\_\_ Vorname: \_\_\_\_\_ geb.: \_\_\_\_\_

Der Mitgliedsbeitrag (Schüler und Studenten 6 Euro, Erwachsene 20 Euro, juristische Personen 30 Euro/Jahr)

soll jährlich von meinem Konto \_\_\_\_\_ BLZ \_\_\_\_\_

bei der \_\_\_\_\_ abgebucht werden.

Datum, \_\_\_\_\_ Unterschrift(en)

Bitte schicken Sie  
diese Beitrittserklärung an:    Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.  
Peter von Cube  
(Geschäftsführer)  
Agnes-Bernauer-Straße 149 E

80687 München





**Förderverein Bairische Sprache  
und Dialekte e. V.**

Ingelsberger Weg 13  
85604 Zorneding  
Telefon (081 34) 93 15-11  
Telefax (081 34) 93 15-13  
Internet: [www.fbsd.de](http://www.fbsd.de)  
eMail: [fbsd@fbsd.de](mailto:fbsd@fbsd.de)